Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 11 Leipzig, den 17. März 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Ein neuer Bund — Der Entwicklungsgedanke als Darwinismus und Manchestertum: 3. Natürliche Auffassung auch für das Leben; 4. Schluß — Die Beseitigung der ultramontanen Gefahr. Erste Hälfte — Das Gesicht Christi, ein neues Wunderbuch — Verschiedenes: Die Passion Christi von Thomas Mancinus; Die Konfirmationszeit; Ein interessanter Konfirmationsschein; Die Predigten des verstorbnen Oberhofpredigers D. Meier; Karl Busse; Die Umfrage nach der religiös-ethischen Gedankenwelt der Industriearbeiter — Quittung — Reiseunterstützung erbeten — Anzeigen

Ein neuer Bund

Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, da will ich mit dem Hause Israel und mit dem Hause Juda einen neuen Bund machen . . . Jerem. 31, 31.

„Das ist mein Blut des neuen Bundes,“ sagte Jesus zu seinen Jüngern, als er ihnen den Kelch reichte. Die verstanden leicht, worauf er anspielte: auf jene wundervolle Weissagung von dem neuen Bunde, die sechshundert Jahre zuvor durch Jeremias Mund ergangen war, und auf das Blut des Bundesopfers, mit dem am Sinai der alte Bund besiegelt worden.*)

Auch wir wollen, wenn wir zum heiligen Abendmahl gehen, den neuen Bund. Wir wollen uns versichern, daß die durch Jesus geschlossene Gemeinschaft zwischen Gott und uns noch unzerbrochen ist. Vergebung der Sünden ist darum das Erste, was wir im heiligen Abendmahl begehren, die Grundvoraussetzung, die erfüllt sein will, wenn wir von der Abendmahlsfeier etwas haben sollen. Vergebung der Sünden ist das Thor, das uns zur lebendigen Gottesgemeinschaft führt, sie ist genau genommen schon selber eine wahrhaftige Begegnung mit dem lebendigen Gott. Denn was ist Sünde? Feindschaft wider Gott (Röm. 8, 7). Verachtung Gottes, Widerwillen gegen seine Liebe. Was ist also Vergebung? Aufhebung dieser Feindschaft durch Gott. Er läßt uns unsre Thorheit und unsern Trotz nicht entgelten, nimmt uns zu Gnaden an, zieht uns an sein Herz. So eröffnet die Vergebung ein ganz neues Verhältnis zu ihm, eine wirkliche Herzenseinigkeit mit ihm. Waren wir zuerst Feinde, so sind wir nun Freunde und Kinder. Waren wir zuerst in unserm Eigensinn für ihn tot, so leben wir nun in ihm und für ihn. Darum sagt Luther im Katechismus: Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit.

Der Gott des neuen Bundes ist zu allererst ein Gott, der Sünde vergiebt. In eben jener Jeremiasstelle ist das schon deutlich gesagt, als was für ein Wesen der ewige Gott den Kindern des neuen Bundes bekannt sein wird: „Ich will ihnen ihre Missethat vergeben und ihrer Sünden nicht mehr gedenken.“ Diesem Gott führt Jesus seine Abendmahlsgäste zu, wenn er zu ihnen redet von der Hingabe seines Leibes und Blutes für sie zur Vergebung der Sünden, wenn er seinen Tod als das Bundesopfer bezeichnet, durch das der neue Bund zu stande kommt.

Wieso ist Jesu Tod ein Opfer? Wieso kann dadurch eine neue Einigkeit mit dem lebendigen Gott zustande kommen, die zuvor nicht da war und sonst nirgends zu haben ist? Das kann man fragen, und zum Teil wollen wir darauf noch Antwort geben. Für heute mag es genügen, Folgendes auszusprechen:

Jesus hat in der ersten Abendmahlsfeier das Ergebnis seines Lebens, ja im voraus auch das seines Todes gezogen, indem er seinen Jüngern feierlich erklärte, sie seien nun im neuen Bunde. Er hat ihnen damit eine vollkommne Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott zugesprochen, wie sie ihre Sehnsucht und die Sehnsucht aller Frommen im alten Bunde war.

Noch heute suchen wir beim Abendmahlsgange die Gewißheit, daß wir im neuen Bunde stehen. Wir suchen den lebendigen Gott in dieser Feier, weil er uns in ihr auf eine sonderlich spürbare Weise anrührt und spricht: Siehe, hier bin ich. Wir ziehen mit Jesus das Ergebnis seines Lebens; wir setzen uns im Geiste unter seine Jünger und lassen uns von ihm bewirten mit dem Ertrage seines Todes. Wir merken, Jesus ist noch bei uns, und weil wir ihn haben, haben wir auch den lebendigen Gott.

R

*) Ueber das alles hat im Jahrgang 1896 Professor Kattenbusch in einer für unsre gebildeten Laien meines Ermessens mustergiltig klaren Weise gehandelt: Nr. 13 bis 15.

Der Entwicklungsgedanke als Darwinismus und Manchestertum

3. Natürliche Auffassung auch für das Leben!

Noch ehe der Darwinismus in die Welt trat, war auf dem Gebiet der Politik bereits sein richtiges Pendant in kräftiger Entwicklung, nämlich die Manchesterlehre. Durch dieselbe Trivialität ausgezeichnet, fand auch sie rasch einen großen Anhang, und wie der Darwinismus in einer eben von pfäffischer Unterdrückung befreiten, bildungshungrigen und von Freiheitsideen durchglühten Schulmeisterschaft sich eine ganze Armee von Pionieren erwarb, so rankte sich die Manchesterlehre an den Pulten und Drehstühlen der Komptoire empor, um schließlich in die Politik einzudringen und in den akademischen Kreisen zu einer Wissenschaft von nicht geringerer Intoleranz als der Darwinismus sich auszugestalten.

Der Kern dieser Doktrin ist der Satz, daß eine Volkswirtschaft sich bei völliger wirtschaftlicher Freiheit am besten vorwärts arbeite. Was in dem Darwinismus Kampf ums Dasein heißt, heißt hier Konkurrenz. Dort geht der Kampf direkt ums Leben, hier geht er um den Unterhalt. Dort hat das einzelne Geschöpf als Ziel vor sich die Beherrschung der Natur, hier die Gunst der Konsumenten, von der sein Absatz abhängt. Und wie dort das schwächere, nicht geeignet ausgestattete Individuum im Kampf unterliegt, so hier der wirtschaftlich weniger Leistungsfähige in der Konkurrenz. Der Effekt ist dort ein blühendes Geschlecht, hier eine leistungsfähige Produktion und damit wirtschaftlicher Wohlstand.

Diese Theorie beschränkte sich von Anfang an auf einen ganz genau sich abzeichnenden Teil der ganzen Politik. Sie floh die bisher üblich gewesene Historie, gleich als hätte sie eine Ahnung, daß deren ewige alte Wahrheiten einen schlimmen Prüfstein für sie abgäben. Sie wendete sich ebenso geflissentlich ab von der Psychologie des alten Stils, als ob sie sich bewußt wäre, daß sie eines eignen Schlages von Menschen bedürfte,

der dem bis dahin gekannten nicht entsprach. Wie der Darwinismus brauchte auch diese Theorie Mechanismen von Geschöpfen anstatt Organismen. Dagegen unterschied sie sich von dem Darwinismus darin, daß, wo er das Gute im Schlimmen sah, sie überhaupt nur Gutes zu entdecken glaubte. Sodann war jener bloß eine falsche Theorie, diese Lehre aber zog, nachdem sie sich aus den kleinen Anfängen der Praxis heraus entwickelt hatte, eine verkehrte politische Praxis großen Stils nach sich. Man ist jetzt in der Lage, sie an ihren Früchten zu erkennen.

Die Praxis der Manchesterdoktrin ist die Gewerbefreiheit. Es läßt sich nicht leugnen, daß ein lebhaftes und ehrliches Bedürfnis nach dieser Freiheit bestand, als sie ins Leben trat. Die Organisation der Gewerbe und sogar des ländlichen Berufs standen unter einem unleidlichen Zwange. So althergebracht und eingewohnt dieser Zwang war, so hatte sich doch ihm gegenüber immer klarer die Ueberzeugung herausgebildet, daß man ohne ihn vorteilhafter arbeiten müsse. Diese Ueberzeugung war schon lange vorher in hellen Köpfen entstanden, fand aber in der vernünftigen Form, in der sie auftrat, kein Gehör. Es ging wie bei der Naturwissenschaft. Erst ihrem Zerrbilde war Gehör beschieden. Aber das Zerrbild kam nicht sogleich. Zunächst war diese Ueberzeugung höchst vernünftig. Sie war das Produkt der Bildung, von der sich nun mit einemmale, nachdem sie bis dahin bloß humanistisch gewesen war, die Naturwissenschaft abzweigte, deren Kind wiederum die Technik war. Mit dieser verband sich die Oekonomik, und das Ergebnis beider war: Großbetrieb mit Arbeitsteilung und Maschinen. Eine solche Wirtschaftsweise war aber in dem Rahmen der bisherigen Ordnung unmöglich, der Rahmen ward zersprengt, und es begann etwas schlechthin Erstaunliches: eine Epoche systematischen Strebens nach vollkommner Freiheit in allen und jeden wirtschaftlichen Hantirungen und Allem, was als Vorbedingung dafür näher oder entfernter in Betracht kam.

Das Erstaunliche dieses Unternehmens liegt nicht so klar zu Tage. Es verhüllt sich hinter der gleichmäßigen Tendenz jener Zeit nach Freiheit in Allem und Jedem. Man rang nach politischer und nach wirtschaftlicher Befreiung, man suchte sich dem Zwang des Absolutismus zu entwinden, wie dem Zwange der Zünftigkeit und der feudalen Fesselung des ländlichen Erwerbszweiges. Aber genauer besehen war der verhaßte Zwang und die begehrte Freiheit hier und dort etwas Verschiednes, ja seiner Art nach völlig Entgegengesetztes. Indem die Freiheit des Bürgertums begehrt wurde, war eigentlich begehrt eine Einschränkung der Freiheit des Absolutismus und Feudalismus. Diese hatten eine nahezu völlige Freiheit sich erworben und mißbraucht. Das Bürgertum strebte hingegen keine Freiheit von solcher Art an, sondern eine relative Freiheit im Vergleich zu der ihm zu lange zugemuteten Unterwerfung. Was es wollte und in der Gründung konstitutioneller und rechtlich und polizeilich geordneter Staaten erreichte, war im Gegenteil eine gegenseitige Einschränkung der Einzelnen, die erst in ihrer Folge, vermöge der Ordnung und Sicherheit, die sie erzeugte, und der Belebung des Fleißes und der Arbeitsfreudigkeit, die davon die weitere Folge sein mußten, auf ein behagliches Gefühl von Freiheit hinauszielte. Diese Freiheitsbestrebungen im politischen Sinne waren eigentlich Beschränkungen und sind auch, nachdem sie sich völlig eingelebt haben, als solche wirklich empfunden worden.

Dieser Kontrast der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung hätte sofort auffallen müssen. Man hätte einsehen sollen, daß diese wirtschaftliche Freiheit ganz genau dieselben Folgen haben müsse, wie die frühere Ungebundenheit der Fäuste und die nach und daraus erwachsene systematisirte Macht einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von Gewaltherrschern der verschiedensten Größe. Aber man war blind gegen die Lehren der Geschichte. Nicht als ob man auch sie mißdeutet hätte. Eine Fortschrittstheorie im Darwinistischen Sinne für die Geschichte zu konstruiren, fiel Niemand ein. Man sah in ihr zu klar das wahre Spiel der Menschheit: egoistische Elemente immer und immer wieder auf Kosten des Ganzen sich vordrängend, gefolgt und unterstützt von der Gemeinheit, die sich letzte an dem Erfolge der Führer, während diese sich aufzehrten, wenn sie nicht schon dem Verrat ihres eignen Anhangs erlagen.

Andrerseits alle edlen, werkthätigen, förderlichen Elemente beständig von jenen Andern mißbraucht, überlistet, betrogen, vergewaltigt und ihre emsig, immer wieder aufs neue begonnenen Anlagen stets aufs neue freventlich zerstört. Bildung, tiefes Wissen und genialer Forschersinn keineswegs zur Führung erkoren und gesorgt und gepflegt, sondern geknechtet und verfolgt, geistige Qualität im Dienste gemeinen Charakters um den Preis des augenblicklichen Vorteils feil und mit schnödem Egoismus verbündet, um seine gaunerischen Kniffe zu bemänteln und seine Frevelthaten zu Heldenthaten umzustempeln. Und man war durchaus nicht in Zweifel, daß keineswegs jenes ungeduldig Streberische und jenes Gemeine die starke und vollkommne Seite der Menschheit darstelle und jenes Edle, Nachsichtige, Geduldige und Vertrauensselige die schwache; man nahm umgekehrt das moralisch Bevorzugte unbedenklich nicht nur als den bessern, sondern auch als den stärkern und entwicklungsfähigern Teil der Menschheit, und es fand diese Auffassung der Geschichte in den Erfahrungen der Tagespolitik eine sichere Grundlage, eine kräftige Bestätigung in einer noch unbefangen in die Welt hinausschauenden, aus dem Vollen des eignen Herzens schöpfenden Theologie.

Wenn aber die philosophische Auffassung der Geschichte eigentlich keine Trübung erfuhr, so entwickelte sich die Manchesterdoktrin nichtsdestoweniger rasch zu einer staunenswerten Gelehrsamkeit, und bald waren in der Betrachtung und kritischen Zerlegung des in der Entwicklung der Gewerbefreiheit immer komplizirter gewordnen Getriebes der Volkswirtschaft so große und umfangreiche Aufgaben erwachsen, daß man sich recht wohl ganz allein damit beschäftigen konnte, ohne Bedürfnis nach mehr zu empfinden.

Zwar wurde die anfängliche Observanz der Begründer der Doktrin bald als einseitig empfunden. Aber was geschah? Man konstatirte, daß der Mensch in der Volkswirtschaft nicht allein von Eigennutz geleitet sei, auch nicht allein von wohlverstandnem Eigennutz; man konstatirte auch altruistische Triebe. Aber damit hatte es sein Bewenden; das gemeine Wohl blieb nach wie vor vollständig auf den wohlverstandnen (also etwa raffinirten) Eigennutz gegründet.

Die Enttäuschung blieb verhältnismäßig lange aus, aber sie kam, und heute ist sie da. Das Erste, was auffiel, war der Judenwucher. Die kleinen Leute betrachteten ihn sofort als Ausfluß der Gewerbefreiheit, und auch die Staatsbeamten, denen ihr Beruf Einblick gewährte, waren derselben Meinung, soweit sie nicht durch Studien manchesterlich gestimmt waren. Dann kam der Gründungsschwindel; der wurde ebenso aufgefaßt. Dann die flotte Entwicklung des Börsenwesens, das überall sofort Empörung erregte, außer in den gelehrten und von dorther beeinflußten Kreisen, wo die Versicherung der Interessenten von der absoluten Notwendigkeit dieses angeblichen Unfugs ernsthaften Widerhall fand, und um so mehr, je mehr man einsah, daß auch für den Staat das Geldborgen eine große Bequemlichkeit sei. Das war so das Große. Aber auch das Kleine kam nach und nach. Die Pfiffigkeit griff um sich. Sie ward auch das Geschäftsprinzip der Kleinen, und bald war sie so allgemein, daß man für das, was früher Betrug geheißen hatte, ein neues milderes Wort erfinden mußte — damit es nicht gar so viel Betrüger gebe —: man nannte es jetzt Schwindel. Hatten die Konkurrenten anfangs natürliche Vorteile benutzt, um sich zu verdrängen, so sannen sie jetzt auf künstliche Mittel. Ja sie fingen wohl damit an, daß sie selbst mit Verlust unterboten, bloß um die Kundschaft abzusägen — der lautere Wettbewerb führte den unlautern hinter sich. Es war ein Kampf ums Dasein vermittelst der List; eine allgemeine Heuchelei bezeichnete diesen Zustand als rechtmäßig, und die Ordnung, die ihn duldete, während sie die Ausschreitungen der Gewalt und das Plumpste von Betrug schonungslos verfolgte und ahndete, hieß Rechtsordnung, der Staat Rechtsstaat. Der Staat der Gewalt, der Feudalstaat, war abgeschafft, nun blühte der Rechtsstaat, in dem sich die Macht in einem Punkte konzentrirt hatte, von dem aus das Recht exekutirt wurde. Was sonst noch übrig war von feudaler Größe, war dem Spott preisgegeben. Zum Schlusse kam noch etwas ganz besonders Schönes. Die Landwirtschaft faulte, weil das freiheitliche Erbrecht die

Güter immer mehr zersplitterte und das Landvolk nicht beweglich genug war, um einen einträglichern Beruf zu ergreifen, sobald es mit dem alten nicht mehr gehen wollte. Auch die Einschränkung des Wuchers konnte vor dieser Fäulnis nicht bewahren.*) Das Kleingewerbe faulte, weil die Fabriken es mit ihren Waren unterboten. Beide Stände stießen ihre faulen Glieder in die Industrie und verschmolzen sich mit dem schon vorhandnen Arbeiterstande zum Proletariat. Die Fabriken vermehrten sich wie die Erfindungen und begannen, nachdem das Handwerk ausgeschlachtet war, einen wütenden Kampf miteinander, dessen Folgen hier nicht näher geschildert zu werden brauchen, von denen aber eine Folge so hervorragt, daß sie ein Charakteristikum ward: die rein aus der Unsicherheit des Absatzes entspringende, an einem vorerst wehrlosen Arbeiterstande rücksichtslos geübte beliebige Entlassung aus dem Dienstverhältnis und mit ihr die chronische Arbeitslosigkeit. Und da gemeinsame Unterdrückung organisatorisch wirkt, so konnte auch eine Organisation des Proletariats auf Grundlage einer durch unmäßigen Druck erzeugten Ueberspanntheit nicht ausbleiben, wo der Rechtsstaat jeder Gewaltmaßregel, die dagegen hätte angewendet werden können, sich begeben hatte. Und so kam die Sozialdemokratie.

Untersucht man diese Entwicklung nach ihrer persönlichen Seite, so wird man die augenfällige Uebereinstimmung mit dem Bilde der politischen Geschichte unschwer feststellen können. Man muß nur berücksichtigen, daß zugleich mit der Einführung der Gewerbefreiheit die feudale Willkür und überhaupt jedwede Gewaltthat, wie schon gesagt, abgeschafft wurde durch die systematische Einführung des Rechtsstaats. Hierin herrscht Beschränkung und Gesittung. Im übrigen weist die Geschichte der Gewerbefreiheit aber das Gegenteil von Fortschritt im Darwinistischen Sinne nach. Nicht Intelligenz und sittliche Größe sind in die Höhe gekommen, sondern Verschlagenheit und Gemeinheit. Das Fahrzeug war das zur Eröffnung jedes Unternehmens dienliche Geldkapital. Seine Leitung und seine Ziele waren die genannten. Der Handelsstand nahm eine unnötige und bald ungebührliche Ausdehnung an, drängte sich, entfernte Quellen billigen Bezugs aufspürend, mit gemein niedrigem Angebot überall ein, bedrohte das im regulären Geleise laufende Gewerbe mit Ruin, oder machte es sich dienstbar, um dann den Verkaufspreis möglichst in die Höhe zu schrauben, und so aus einer an sich ganz unnötigen Thätigkeit einen unerhörten Gewinn zu ziehen. Zu solchem Geschäftsgebahren aber gehört weder technische noch überhaupt irgendwelche echte Begabung, bloß Pfiffigkeit und Profitlichkeit. Wo aber wirkliche Größe der Persönlichkeit nötig war, wurde sie für Geld gekauft und arbeitete im Dienste und zum Nutzen vielleicht von halben Idioten. Ja selbst dort, wo das Fahrzeug in ihren Händen war, vermochte diese Größe nicht das in seiner Leitung zu leisten, was ein enger, aber allzeit munterer, durch keinerlei Geistesleben zerstreuter oder skrupulös gemachter Schachergeist leisten konnte. Die Begabung zog sich lieber zurück und drängte sich nach Lehr- und Staatsämtern, auch hier bald von der mit Geld und Strebergeist ausgestatteten Halbfähigkeit unterhohlt, verdrängt und aufgehalten. So zeigt die Geschichte des Manchestertums in Ansehung des Persönlichen ungefähr dasselbe Bild wie die politische Geschichte vor ihm, nur in andrer Art.

Aber auch in sachlicher Hinsicht ist das Resultat kein andres. Die Manchesterdoktrin hat hier ihren Schwerpunkt. An das Persönliche hatte sie gar nicht gedacht. Ihr schwebte nichts vor als der nach ihrem Rezept unausbleibliche Volkswohlstand. Wie sieht es aber damit aus, nachdem die Gewerbefreiheit sich entwickelt hatte? Nicht glänzend. Zwar ist die Produktionsfähigkeit einer bestimmten Anzahl von Arbeitskräften außerordentlich gestiegen. Aber einmal arbeiten Viele eigentlich Nichts, indem sie zu einer Arbeit sich herangedrängt haben, die ganz überflüssig ist, und dafür einen höhern Lohn beziehen als Andre für nötige Arbeit. Und dann kommt es dieser Produktion nicht mehr darauf an, etwas Nützliches in technisch vollkommenster Weise zu liefern, sondern etwas zu produziren, an dem viel verdient wird und das der gierige Handel gern nimmt, weil

*) So wenig wie die Getreidezölle.

es billig kommt. Daher wird Schund und Tand produzirt, Waren, die entweder nicht ihren Zweck erfüllen oder überhaupt keinen Zweck haben. Rechnet man noch dazu, wieviel Arbeit durch das vorzeitige Privatiertum und die chronische Arbeitslosigkeit und nächstens auch durch die immer häufiger werdenden Streiks verloren geht, so ist das schon eine hübsche Summe, die dadurch noch in ständigem Steigen begriffen ist, daß das Proletariat in Unlust und körperlicher wie geistiger Schwäche verkommt. Wenn aber darauf hingewiesen wird, daß die Erfindungskraft sich vermehrt und viel geleistet habe, was doch die Produktion billiger und besser mache, so ist nicht zu vergessen, daß die Erfindungen eben auch immer wieder zunächst dem Produzenten dienen, der sie veranlaßt und dann den Gewinn daraus zum großen, oft größten Teil, wenn nicht vollständig dem Handel überlassen muß, während das konsumirende Volk wenig davon hat, zumal ein großer Teil der Erfindungen ebenso unnütz ist, wie ein großer Teil der Arbeit. Behauptet man aber, daß dieser „lebhafte" Wettbewerb allein den Erfindungsgeist wecke, so ist das geradezu eine Unverschämtheit. Die erfinderischen Köpfe sind durch Nichts mehr genirt, als dadurch, daß ihre Geistesprodukte jeweils unmittelbar verwertbar sein sollen. Sie müssen sich der unsäglichen Ungeduld der Produktion fügen, die sich von Allem, was nicht sofort Geldwert bringt, abwendet, und wenn sie sich fügen, so wird die richtige Entwicklung des erfinderischen Gedankens, die gleichbedeutend ist mit seiner richtigen Ausnutzung, durch vorzeitige Rücksichten auf bestimmte Aufgaben geradezu gehemmt und darum oft Alles für Jahre hinaus verpfuscht. Wir haben die Erfindungen nicht wegen, sondern trotz der Konkurrenz; wir haben sie, weil der Geist, dem sie entspringen, ein idealer ist, der forscht und schafft trotz Mißerfolg und Mißachtung. Die Produktion hat das Erfindungsgenie noch nie freiwillig gefördert. Erst die Entwicklung des Großbetriebs hat da schließlich etwas Besserung geschaffen. Und warum? Die Leiter der Unternehmen sind hier nicht mehr zugleich die Eigentümer, sondern hier arbeitet gedungne Intelligenz für den Geldsack.

So spricht also aus der Volkswirtschaft nichts Andres, als aus der Politik und aus der Natur. Ja gerade dieser Teil des Lebens spricht eine deutliche Sprache über die Bedeutung des Kampfes ums Dasein. Gerade hier kann man mit Händen greifen, was das Schicksal des von Natur Bedeutenden, Vollkommnen, Edlen ist, und was daraus entspringt, daß eben nicht Dieses, sondern sein Gegenteil die Chance raschen Vorwärtskommens auf seiner Seite hat. Aber als sollte der Wahrheit der Stempel aufgedrückt werden, sehen wir in dem anarchischen Gewühl der modernen Produktion einzelne Riesenunternehmungen fest und unerschütterlich dastehen und in sich Alles an Ordnung, Tüchtigkeit, Weisheit und Gerechtigkeit zeigen, was man von menschlichen Unternehmungen verlangen kann. Die Gegner werden rufen: das sind Starke, die sich im Kampfe durchgerungen haben. Aber das darf Niemand irre machen. Die Sache ist anders. Diese Unternehmen sind über die Konkurrenz erhaben geworden, die ihnen regelmäßig in ihrem Aufkommen mit soliden Grundsätzen jahrelang, vielleicht eine Generation hindurch Vernichtung drohte; sie haben Glück gehabt, besondre Bedürfnisse wichtiger Kreise fanden vielleicht Befriedigung in ihnen, und so wurden sie groß. Aber erst dann konnten sie die unantastbare Reellität und Noblesse der Geschäftsführung erringen, dann erst ihre innere Organisation durchgängig nach gerechten und moralischen Grundsätzen ausgestalten, als sie über jede Konkurrenz erhaben waren.

Die Wahrheit, die aus dem politischen Leben spricht, ist nun aber geeignet, wiederum das Leben in der Natur noch besser verstehen zu lassen. In der Natur kann man zunächst nur unterscheiden zwischen starkem und schwachem, bedeutendem und minder bedeutendem Individuum. Im politischen Leben handelt es sich nicht allein um stark und minder stark, sondern auch um edel und gemein, und offenbar ist gerade deshalb hier die Widerlegung des Darwinistischen Fortschrittsgedankens bedeutend leichter zu bewerkstelligen. Diese Unterscheidung muß sich dann aber auch durch die Natur ziehen, wo wir sie zunächst nur nicht sehen. Hätten wir die Tierseele in der Natur

so vor uns wie die Menschenseele, so würden wir feststellen können, daß das Edle noch mehr gefährdet ist als das Starke, und daß, wo Stärke und edle Konstitution in einem Individuum vereint sind, die Gefahr eines tragischen Schicksals am größten ist. Es ist der Zukunft vorbehalten, diesen Unterschied zwischen quantitativer und qualitativer Vornehmheit zu untersuchen, seine Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit nachzuweisen und den Begriff der qualitativen Vollkommenheit wiederum zu zerlegen. Einen Versuch habe ich für das zivilisirte Menschenleben in Nr. 43 und 44 der Christlichen Welt von 1896 unternommen (Rührstück und Tugendkomödie). Er läuft darauf hinaus, nachzuweisen, daß das tragische Problem des Daseins in dem Gegensatz zwischen Individuum und Welt wurzelt und um so schärfer sich ausprägt, je mehr sich das Individuum, gleichviel aus welchem Grunde, gegen die Welt auszeichnet.

4. Schluß

Es bleiben zwei Fragen übrig, die im Laufe der Untersuchung nur eben berührt worden sind. Die erste ist: Giebt es einen Fortschritt? Die zweite: Wie stellen wir die Moral zum Kampf ums Dasein?

Die erste Frage — wer bringt es übers Herz, sie zu verneinen, und wer getraute sich zu sagen, er könne sie beweisen? Bedeutet allgemeiner Fortschritt nicht allmähliche Erlösung von der Sünde, die der Welt anhaftet, und zwar eine Erlösung, die allem Lebenden zu teil wird, nicht bloß uns Menschen? Und ist es nicht allzu kühn, anzunehmen, daß aus einem schon auf hoher Stufe der Entwicklung stehenden Geschöpfe ein ganz andres werde, und sei es auch nur in langen, langen Epochen?

Wenn es aber einen Fortschritt giebt, so beruht er sicher nicht auf einem Gesetz, das uns schaudern macht, wie auf diesem Kampf ums Dasein des Darwinismus. Er beruht auf der Größe der Natur, die den Theologen so wenig zu irren braucht, wie der Naturforscher an ihr zweifeln sollte.

Einem solchen Fortschritt gegenüber bleibt auch die Moral an ihrem alten eingewohnten Platze. Der Kampf bleibt das Unmoralische, die Moral gebietet Frieden. Daß selbst im Frieden die Geschöpfe der Welt sich nicht zu erhalten vermögen, ohne sich von einander zu nähren, daß jede Lebensäußerung ein Verzehren fremden, und sei es noch so niedrigen Lebens zur Bedingung hat, das ist der Rest von Sündigkeit, den die Welt nicht los wird, bis daß sie untergeht. Dies ist der Punkt, wo die Moral sich spaltet: in eine unpraktische, der Entsagung, und in eine praktische, der Liebe und Werkthätigkeit. Die erste wendet sich gegen die eigne Lebsucht, um die Erlösung auf dem nächsten Wege zu erreichen. Die andre sucht das Leben mit einem Mindestmaß von Sünde zur höchsten Blüte zu bringen, indem sie schonend vernichtet, was sie an Niedrigerstehendem zum eignen starken Leben braucht, und das so gestärkte Leben der Pflege alles Gleichstehenden und sogar der Niedrigerstehenden widmet, soweit es für Liebesthat empfänglich ist. Solches zu thun, ist im ganzen des Menschen Moral. Sie zu üben, dazu befähigt ihn nach philosophischer Auffassung wie nach theologischer die innere (quantitative und noch mehr die qualitative) Stärke. Der Philosoph läßt diese Stärke auf natürlichem Wege entstehen und nennt ihr moralisches Ergebnis Großmut, der Theologe läßt sie von Gott den Herzen einpflanzen und nennt ihr moralisches Ergebnis Gnade. Beide aber sind einig, daß in diesem Ergebnis die Erlösung liegt, die die Schrecken des Todes von uns hinwegnimmt.

Adolf Perino

Die Beseitigung der ultramontanen Gefahr

1*)

Die folgenden Andeutungen sind nur für protestantische Leser bestimmt. Sie werden auch für diese manches Befremdliche haben. Immerhin darf man bei solchen ein beträchtlich leichteres Verständnis auch für abweichende Ansichten erwarten, die das religiöse Gebiet berühren, als bei den unaufhörlich um ihr Seelenheil geängstigten, von aller Prüfung hinweggescheuchten modernen Katholiken.

Katholischerseits würde man auch, nachdem man sich dort gewöhnt hat, Alles nur noch unter politischen Gesichtspunkten als Geld- und Machtfrage anzusehen, für ein so weites Entgegenkommen gegen katholische Wünsche, wie es mir im Sinne liegt, absolut kein Verständnis haben. Ja, man würde für ein Zeichen der Schwäche, ja für die Einleitung einer Kapitulation das halten, was vielmehr ein Ausfluß der siegesgewissen Ueberzeugung von der Ueberlegenheit unsers Protestantismus ist.

Selbst darauf müssen wir fürs erste verzichten, daß man katholischerseits auch nur unsre ehrliche Absicht anerkenne, die katholischen deutschen und christlichen Landsleute, die unsre Brüder sind, für eine gemeinsame Arbeit im Vaterlande zu gewinnen. Die Jesuiten würden gewiß jeden derartigen Versuch mit ihrem bekannten Hohn übergießen. Spielen sie doch jetzt in Deutschland beinahe die Rolle, die ehedem die Pamphletisten Börne und Heine dem deutschen Vaterlande gegenüber gespielt haben.

Sodann sei gestattet, daß diese Betrachtungen, um verständlich zu sein, etwas weiter ausholen, wenn auch nur in Andeutungen. Andeutungen dürften vorerst genügen, da der Verfasser sich durchaus nicht mit der Aussicht auf einen momentanen Erfolg seiner Meinung schmeichelt. Nehme man sie nur als einen Fühler, hinausgestreckt in die scheinbar entgegengesetzte Windrichtung der Zeit.

Um was handelt es sich, wenn versucht werden soll, unsre ultramontanen Landsleute aus den Netzen der religiös entleerten, nur noch politischen, internationalen vatikanischen Papstadoration, die man heute Katholizismus nennt, zu befreien? Wir antworten mit Hoensbroech: sie müssen wieder zum alten, echten Katholizismus zurückgebracht werden. Wir dürfen sie nicht evangelisch machen wollen, sondern wir müssen zufrieden sein, wenn sie nur wieder katholisch werden! Also altkatholisch? Ich antworte: Das ist ihre Sache. Darein haben wir uns nicht zu mischen. Wir müssen ihnen ganz allein die Sorge für ihre Religion überlassen. Kraft unsrer geschichtlichen Kenntnis können wir nur den Weg ermessen, der rückwärts zu machen ist bis zu dem Punkte, von dem aus die Verirrung begonnen hat. Wir gedenken der altbewährten Losung: Ritornar al segno, Rückkehr zum Anfangspunkt. Das ist aber der romantische, geistesmächtige Katholizismus im Anfange des Jahrhunderts. Wir müssen hoffen auf eine innere Reform der katholischen Kirche, bei der man sich wieder auf das Erbe der alten katholischen Wahrheit besinnt. Eine solche Reform müßte dann mit allen Kräften unterstützt werden vom Staat und müßte begleitet werden von der Teilnahme aller Evangelischen, denen das allgemeine Christentum höher gilt als ihr Protestantismus.

Man wird vielleicht zugeben, daß der bisherige protestantische Kampf gegen den Ultramontanismus nicht immer in dem Sinne geführt worden ist, der sich mit diesem Ziel zufrieden giebt. Der Evangelische Bund, als zweckentsprechend organisirte Polemik gegen alle ultramontanen Uebergriffe, ist unbedingt notwendig. Wäre er nicht vorhanden, so müßte man ihn erfinden. Aber er kann seiner Natur nach, wenn er die Massen aufregen will — und das muß er, wenn er etwas erreichen soll! —, gar nicht anders, als oft genug auch in das eigentlich katholische Gebiet unfreundlich eingreifen. Denn unserm schlichten protestantischen Landsmann fallen eben Christentum und evangelisches Christentum zusammen. So wird das katholische Gemüt in unserm ultramontanen Gegner verletzt durch Angriffe auf Messe, Priestertum, Orden, Cölibat, Beichte u. dergl. Daß alle diese Dinge, die heute ultramontaner Verzerrung und ultramontanem Mißbrauch unterliegen, doch auch einen gut katholischen Sinn haben, übersieht man in der Hitze des Gefechts.

---

*) Mit diesem Aufsatz, dessen zweite Hälfte in nächster Nummer folgt, schließt die Artikelreihe über die ultramontane Gefahr. Vgl. Nr. 1, 2, 4, 5, 6. Berichtigt seien folgende Versehen. Es ist zu lesen:
Sp. 29, Z. 6 v. u. der eigennützige Makler
Sp. 30, Z. 19 v. o. unterstützt statt erzieht
Sp. 31, Z. 12 v. u. katholischen Normalphilosophen
Sp. 104, Z. 33 v. u. den Kirche gewordnen Gott
Sp. 128, Z. 14 v. u. dessen Verwandlung in den Generalsuperintendenten

Ich verlange nicht, daß unsre Agitatoren vorsichtiger werden. Dann wären sie keine Agitatoren mehr. Ich verlange nur, daß man auch die andre, mehr irenische Auffassung zu Worte kommen lasse, daß man beispielsweise nicht den einen verkappten Katholiken schelte, der als Protestant offen und ehrlich eintritt nicht bloß für das Christliche, sondern auch für das Katholische in der katholischen Kirche, weil er zwar mit den Katholiken das Hoffnungsziel der Wiedervereinigung der getrennten Christen ins Auge faßt, diese Wiedervereinigung aber nicht in einer äußern Union, sondern in der möglichst gesteigerten innern Wechselwirkung findet! Ich setze voraus, daß wir als einziges Ziel, um der ultramontanen Gefahr in unserm Volksleben zu entgehen, nur eine solche Entwicklung aller Konfessionen und Kirchen vor Augen haben dürfen, bei der alles Christliche gepflegt und in den Vordergrund gestellt wird. Zu diesem gemeinsam Christlichen gehört aber eben so gut das katholische Element, das im Protestantismus, wie das evangelische Element, das im Katholizismus gepflegt werden müßte. Eine derartige Assimilation ist zu erstreben.

Wäre diese innere Befreundung im Gang, dann wäre damit auch die Voraussetzung für eine politische Aktion gegeben, nämlich für eine Revision der Staatskirchengesetzgebung. Sie müßte alle Leistungen des Staates an die verschiednen „katholischen Kirchen," die repräsentirt wären durch ihre Bischöfe, binden an bestimmte Gegenleistungen, die jedes Gebahren dieser Männer als päpstlicher Agenten, als Agenten einer fremden Macht ausschließt. Entschlösse man sich einmal dazu, die preisgegebnen Rechte des Staates wieder zurückzunehmen und katholische Angelegenheiten nur mit einheimischen Behörden zu ordnen, dann könnte man auch an die zeitgemäße Wiederherstellung der „katholischen Abteilung im preußischen Kultusministerium" denken — etwa an die Bildung eines katholischen Bischofsrates, der den König und die Regierungen über interne katholische Angelegenheiten belehren könnte, dessen Mitglieder aber durch einen besondern Eid auf die Erhaltung der Verfassung und der besondern Grundlagen unsers gemeinsamen Staatswesens: Religionsfreiheit, Gewissensfreiheit und vollkommne Gleichberechtigung der evangelischen und katholischen Konfession (nicht „Kirche"), zu verpflichten wären. Das Wort „Kirche" müßte dann aus dem staatsrechtlichen Sprachgebrauch verschwinden, da es der Staat nur mit gleichberechtigten „Religionsgemeinschaften" zu thun hat, aber keine Kirche als „Kirche" anerkennen kann. Dieses Wort ist anzuwenden nur als solenne Bezeichnung im innern kirchlichen Verkehr. Da lasse man jede Konfession sich betiteln, wie sie will.

Die nationale Gesinnung im niedern Klerus müßte geweckt werden durch thätiges Wohlwollen, das man allen strebsamen einheimischen Priestern zuwendete; dagegen würde der Besuch aller außerdeutschen Bildungsstätten ihnen als Bildungszeit nicht angerechnet. Die katholischen Fakultäten müßten ebenso als Stätten völlig freier katholischer Wissenschaft gehalten werden, wie es die protestantischen sein sollen, die Missio canonica der theologischen Lehrer müßte beschränkt werden auf die Professoren der bischöflichen Seminare, die ganz allein den Bischöfen unterstehen.

Denn die moderne Universität, die der künftige Klerus besuchen soll, ist eine Institution, die zur Zeit, als das Konzil von Trient die Bildung der Geistlichen regelte, gar nicht existirte, also konnte darüber dieses Konzil auch keine Vorschrift machen, sie mithin auch nicht verbieten.

Ich breche ab mit diesen politischen Vorschlägen. Man möge sie Utopien nennen. Sie sollten ja nur die Richtung anzeigen, die einzuschlagen sein würde, sobald man katholischerseits andre Saiten aufzieht. Daneben dürfte die Wahrung der protestantischen Rechte nicht versäumt werden. Also die polemische Rüstung, die der deutsche Protestantismus im Evangelischen Bunde angelegt hat, wäre weiter zu tragen. Unnachsichtlich müßten alle ultramontanen oder katholischen Uebergriffe abgewehrt und verfolgt werden!

Ein dritter Weg aber müßte beschritten werden, der der konfessionellen Irenik, d. h. der Verbreitung des Gedankens einer friedlichen Verträglichkeit der Konfessionen. Eine solche ist vorerst nur möglich auf protestantischem Boden. Erst ihre Entfaltung würde aber dem Katholiken unter uns zeigen, daß er von uns für seine Religion absolut nichts zu fürchten hat, sie würde den konfessionellen Gegensatz abschwächen, ohne doch die konfessionelle Eigenart zu unterbinden.

Wohin ist die Zeit geschwunden, da, zu Anfang des Jahrhunderts, Katholiken und Protestanten über religiöse Dinge mit einander verkehrten und sich verständigten? Sie muß wiederkommen! Es müssen wieder Menschen möglich sein, wie der liebenswürdigste unter unsern Malern, Ludwig Richter, der Sonntags zuerst die katholische Messe und dann die evangelische Predigt besuchte.

Der Grundsatz einer konfessionellen Irenik ist der, daß es verschiedne Konfessionen geben kann, darum, weil Christus keine Konfession gestiftet hat, weder eine katholische noch eine evangelische, sondern eine neue Religion. Diese neue Religion nimmt verschiedne Gestalten an und mußte sie annehmen, deren jede in ihrer Weise die Religion darstellt, ebenso wie die verschiednen Individuen erst zusammen eine Art repräsentiren. Keine stellt ganz und nur die Religion des Meisters dar, jede strebt darnach, und nur alle zusammen vereint werden in der denkbar vollständigsten Weise seine Intention verwirklicht haben. Die Aufgabe einer jeden Konfession ist also die, das Christentum darzustellen und zu verwirklichen, so gut sie es vermag. Wie die verschiednen Nationen innerhalb der Menschheit eines Erdteils so sind diese Konfessionstypen alle von höchster Bedeutung, und wenn auch von verschiedner Art, doch von gleichem Wert.

Keine soll sich für die alleinige halten, für die „katholische" oder die „evangelische," ebenso wie sich ja auch der Deutsche nicht für den einzigen wirklichen Menschen hält; aber jede soll sich bestreben, möglichst das ganze Christentum darzustellen, ebenso wie der Deutsche darnach trachtet, ein vollkommner Mensch zu sein. Das ist der Gedanke, der mir allein unsrer jetzigen religionsgeschichtlichen Bildung zu entsprechen scheint.

Damit würde die eigentliche extensive Propaganda ein Ende haben. Aber diese hat ja bereits eigentlich unter uns aufgehört. Wir sind über die Zeit der Konfessionsgründungen und der Konversionen von Massen hinaus und eingetreten in die der Konfessionskonkurrenz. Die Propaganda ist vorbei, seitdem es eine wissenschaftliche Geschichtsforschung und eine historische Bildung giebt. Denn diese sagt uns, daß die Religion der ersten Jesusjünger weder im heutigen Sinne „evangelisch" noch „katholisch" war, daß ihr „Christentum" eine andre Gestalt hatte, wie das irgend einer jetzigen Konfession, sie zeigt uns zugleich die historischen Notwendigkeiten, aus denen sich die verschiednen Konfessionen entwickelt haben, sodaß sie alle als Schöpfungen des Geistes anzusehen sind, der von Christus in die Welt ausgegangen ist. Die evangelische Religion ist mehr individualistisch, die katholische mehr kollektivistisch, die katholische hat mehr Kirche, die evangelische mehr persönliches Leben, aber darum schließen sie doch einander nicht aus. Jede kann von der andern lernen, und in dem regen Wettbewerb, in dem sie gegenwärtig mit einander stehen, haben sie thatsächlich auch unermeßlich viel von einander gelernt. Die Zeit der Uebertritte im großen ist vorbei, die des „Austausches" hat begonnen. Die letzte große Konversionsbewegung in England von der anglikanischen zur römischen Kirche hat ein klägliches Ende genommen, seitdem Männer wie Newman und selbst Manning es haben erfahren müssen, daß diese Kirche dermalen ein Moloch ist, der Menschen frißt, um ein Häuflein Asche zurückzulassen. Zum Protestantismus aber kann heute Jedermann in jeder Konfession übertreten, ohne seine Kirche zu verlassen, einfach wenn er die Bibel liest und sich auf ihre Lehre innerlich verpflichtet. Ja, über die Hauptpunkte des Christentums als Religion sind vielleicht heute die wirklich Gläubigen in den verschiednen Konfessionen und Kirchen einiger, als es die im zweiten christlichen Jahrhundert waren, und diese Einigung wird im kommenden Jahrhundert noch zunehmen. Bleiben also nur mehr die eigentlichen kirchlichen Unterschiede. Diese sind ja keineswegs irrelevant. Sie umfassen das ganze äußere soziale und sittliche, das kultische Leben und die feinern Lehrunterschiede. Diese sollen erhalten bleiben. Aber von ihnen hängt nicht die Seligkeit ab. Sie sind nicht das, was den Menschen mit Gott verbindet, sie sind nur die äußere Gestalt, in der sich diese Verbindung aus-

spricht. Auf der Basis dieser Zugeständnisse ist eine konfessionelle Irenik möglich.

Sie gesteht dem Genossen der andern Konfession zu: auch du bist ein Christ, bist auf einem richtigen Weg und brauchst nicht zu werden, wie ich bin. Gestatte mir nur, daß ich möglichst viel Gutes dir absehe, ohne darum zu werden, wie du bist.

Diese innere Annäherung an das Wesen der andern Konfession hat in unserm Jahrhundert in den evangelischen Kirchen im umfassendsten Maße stattgefunden.

Das Meiste von dem, wodurch die katholische Kirche uns voraus war: kirchliche Kunstübung, reichere Gestaltung des Gottesdienstes, Liebespflege und Vereinswesen, haben wir in rühmlichem Wetteifer mit ihr erworben, sodaß unser inneres Missionswesen und Vereinswesen wieder für sie vorbildlich geworden ist. Es fehlt eigentlich nur noch die zeitgemäße protestantische Erneuerung des Mönchtums: die für Missionszwecke, für die Bekämpfung sozialer Notstände und für große gemeinschaftliche wissenschaftliche Unternehmungen freiwillig und nur auf Zeit übernommne Ehelosigkeit oder Askese. Sie ist in England so gut wie vorhanden, während sie in Deutschland vorerst keine Aussicht hat. Natürlich daß im Gebiete der kirchlichen Kunst und des Gottesdienstes bei uns noch viel geschehen muß. Der Weg ist aber doch beschritten. Nämlich der Weg, daß wir innerhalb unsrer Konfession bestrebt sind, alle Seiten des Christentums, auch solche auszubilden, die die Stifter unsrer Konfession vernachlässigt haben, und sie so zur individuellen, bestmöglichen Darstellung des allgemein Christlichen zu steigern uns bestreben. Die Darstellung des Christentums durch jede Konfession hebt eben die Konfessionen nicht auf, sondern sie steigert ihren Wetteifer, beseitigt aber die Prätension jeder Kirche, die Kirche zu sein.

Wendet man diesen Grundsatz an auf die katholischen Kirchen von heute, so muß sich der ultramontane Katholizismus absolut intransigent verhalten. Es giebt darum dem ultramontanen Kirchentum gegenüber nur die Duldung, die man etwa einer ansteckenden Krankheit gewährt. Weil sie ein wertvolles Wesen, einen Menschen ergriffen hat, beobachtet und fördert man ihren Prozeß — damit der Mensch von ihr genese. Der Ultramontanismus ist eine Krankheit am Katholizismus. Diesen würde es gelten wiederherzustellen. Natürlich muß der Anfang dazu in ihm selbst gemacht werden.

Jedes Streben nach Reform innerhalb des ultramontanen Katholizismus würde durch energische Unterstützung nach Kräften zu fördern sein, aber nicht wie Hoensbroech vorschlägt, durch möglichste Reduktion dieses Katholizismus auf das Protestantische, sondern unter Schonung alles Katholischen einerseits, unter Pflege alles Nationalen andrerseits. Denn ein nationaler Katholizismus ist Alles, was wir billigerweise verlangen können. Wieviel evangelische Elemente er in sich aufnehmen will, das kann man ruhig der stillen Wechselwirkung der Konfessionen überlassen. Man gebe nur dem Katholiken, der die Gleichberechtigung der Konfessionen anerkennt — was der Ultramontane nie thut — und am nationalen Leben teilnimmt, die Gewißheit, daß er wirklich mit seiner ganzen kirchlichen Sitte und seinem Glauben anerkannt und verstanden ist.

Es wird voraussichtlich noch lange dauern, bis es zu ernstlichen Reformbestrebungen innerhalb des Katholizismus kommt. Was man gegenwärtig aus Frankreich und Italien vernimmt, ist nur Wetterleuchten. In Deutschland fehlt auch das. Aber das Urteil Hoensbroechs läßt uns glauben, daß Tausende unsrer katholischen Landsleute den Tag der Befreiung von den Jesuiten ersehnen. Die Befreiung kann nur von ihnen selbst kommen! Die Gelegenheit dazu bei der Entstehung des Altkatholizismus ist verpaßt worden, hauptsächlich deshalb, weil man sich vom protestantischen staatlichen Gesichtspunkt aus scheute, eine katholische Bewegung direkt zu fördern. Ein Schisma, der Abfall auch nur eines deutschen Bischofs vom Papst hätte uns damals leicht die deutschkatholische Kirche geben können. Sie schaffen zu helfen, wäre auch jetzt jedes Opfer wert.

Ein katholisches Kirchentum, in dem deutscher Geist wehte, ein Kirchentum in der Weise Möhlers und Döllingers wäre für die christliche Entwicklung von größerm Wert als der Sieg der protestantischen Rechtfertigungslehre. Denn diese ist eine einseitige Wahrheit gegenüber einer andern Einseitigkeit.

Patriotische Pflicht ist es, nicht das „evangelische Deutschtum" zu fördern, nicht „das unvollendete Werk der Reformation" des sechzehnten Jahrhunderts zu vollenden, sondern der evangelischen und der katholischen Form des Christentums in der deutschen Nation soviel Freiheit zu gewähren, daß sie sich gegenseitig vertragen.

Karl Sell

Das Gesicht Christi — ein neues Wunderbuch

Das Gesicht Christi. Roman aus dem Ende des Jahrhunderts. Von Max Kretzer. Dresden und Leipzig, Pierson. 3,50 Mk.

1

Ein wundersames Buch, dieser Roman, eigenartig in Anlage, Stil und Ziel. In drei Tagen spielt, im Norden Berlins, die ganze Geschichte, vom Ostersonnabend bis zum „dritten Feiertag." Eine Arbeiterfamilie bildet ihren Mittelpunkt. Die Helden in ihr sind der Vater, Andorf, seit Monaten arbeitslos, und Susanne, seine etwa achtzehnjährige Tochter. Am Osterheiligabend, als die Laternen die neblig-düstern Straßen zu erhellen beginnen, wandert Vater Andorf mit zweien seiner Kinder durch die Straßen, während daheim im öden Zimmer des Hinterhauses seine kranke Frau am Sterbebette des Jüngsten, eines dreijährigen Mägdleins, sitzt. Er wandert ziellos hin und her, hungrig, mit den hungrigen Kindern, ohne einen Pfennig in der Tasche, fluchend und scheltend, und doch wie ein Betäubter vorwärts getrieben von dem einen Gedanken, dem Glück zu begegnen, Arbeit für sich, Brot für die Kleinen, Hilfe für die Kranken zu finden. Und da vollzieht sich, psychologisch freilich zu schnell und unvermittelt, das erste Wunder dieses Buchs, die große Umwandlung in der Seele des notreichen Mannes: er sieht, mit leerem Magen, mit geschwächten Kräften, in erregter Seele, in Grollen und Staunen Jesus den Herrn! Er wird gläubig.

Seit diesen Minuten ist er, er weiß selbst nicht wie, ein Andrer geworden. Seitdem fühlt er sich von Jesus berührt, ihn sich immer nahe. Glut des Glaubens erwärmt seine Seele. Ein Glücksgefühl ist in ihm. Eine große, starke Hoffnung belebt ihn. Kein Murren kommt mehr über seine Lippen. Und überall sieht er um sich, neben sich die helfende Gestalt des Herrn.

Noch auf den Treppenstufen trifft er die Tochter seiner Zimmernachbarin, die einstmalige Gespielin seiner Aeltesten, die, verführt, eine Straßendirne geworden ist. Zum erstenmal findet er väterlich ernste Worte für sie. Sie lacht ihn aus. Aber in ihrer Gutmütigkeit führt sie, Geld im Portemonnaie, das fromme hungrige Kleeblatt in eine Schankwirtschaft, ihren Hunger einmal gründlich zu stillen. Und sie lassen sich führen; der Hunger, der sie quält, überwindet die Scheu vor dem „Geld der Sünde," das sie satt machen will.

Es ist eine echte Arbeiterkneipe, in die sie treten, heute, am Sonnabend vor dem Fest, dicht angefüllt von Lärm und Qualm und Menschen, „die, den Wochenlohn in der Tasche, sich als kleine Millionäre dünken." Es geht ausgelassen zu, während die Hungrigen stillvergnügt kauen. Da tritt Eine von der Heilsarmee ein, den „Kriegsruf" zu verkaufen, „Seelen zu retten." Sofort wird sie die Zielscheibe der Witze. Sie antwortet zum Teil mit biblischen Worten. Man persiflirt diese. Man singt zum Spott choralartige Lieder. Man verhöhnt das Osterfest und den Gekreuzigten. Da springt in tiefster Erregung Andorf auf. Durch den Qualm und Lärm dringt seine Stimme, weist seine Hand nach dem Fenster, durch dessen angelaufne Scheiben rotgelb das Licht der Straße herein glimmt. Da ist der Herr! schreit er dazwischen.

Eine Minute herrschte Stille, dann fuhr Einer mit den Fingern seiner großen Hand über die nasse Scheibe und brach den Bann mit den Worten: Was für ein Kohlkopf steht denn draußen?

Vielleicht hat er sich selbst erblickt, fiel ein Zweiter ein und deutete auf Andorf, der noch immer aufrecht stand.

Die rote Gardine hat ihn verrückt gemacht, schrie ein Dritter

und fügte ebenso laut hinzu: Du, das ist unsre Farbe, Blut von unserm Blut.

Und der „Komiker“ der ganzen Gesellschaft meckerte ihn an, indem er einen Buckel machte, die Knie heraufzog und mit den Fingern drohte: Immer hübsch artig sein, Herr Fähndrich von der Heilsarmee, sonst kommen Sie in die Hölle und nicht in den Himmel . . . da sitzt der böse Beelzebub, der bringt euch alle auf den Schub. Holdrio!

Erneutes Gelächter folgte, und das Harmonikagequietsche fiel wie zum Tusch ein . . . . Der Mann am Fenster aber hatte noch immer die Nase gegen die Scheibe gelegt, um die Finsternis des weiten Platzes draußen zu durchdringen. Ich sehe den Kohlkopf noch immer nicht, schrie er, um die Lacher auf seine Seite zu bringen.

So laß doch deine Nase leuchten, damit es draußen heller werde, sagte der Zweite, der neben ihm saß, und gab seinem Kopf von hinten einen Stoß, dessen Wucht er unterschätzte. Die Scheibe klirrte, in das Klirren der herabfallenden Glassplitter mischte sich ein lauter, gellender Schrei, dem Rufe des Entsetzens folgten, laut übertönt von der hohlen Stimme eines Weibes: Jesus, er hat meinen Mann in die Scheibe gestoßen! Und als man ihn zurückzog, blickte man in das vom Schmerz erblaßte Gesicht, auf dem das rinnende Blut von der Stirn herab große Furchen zog und in schweren Tropfen niederfiel.

Totenstille trat ein. Die Heilsverkünderin aber erhob sich, nahm ihre Tasche vom Tisch, faltete die Hände und sagte mit einem Blick nach oben: O Haupt voll Blut und Wunden, du bist gerächt! . . .

Nun stürzt auch Andorf heim. Die Angst um das Kind ist doppelt heftig erwacht und jagt ihn nach Hause. Sie war nur zu berechtigt. Zu Hause findet er nur einen kleinen Leichnam noch. Es ist ein bittrer Abend für ihn und die Seinen, dieser Osterheiligabend. Ergreifend ist der tiefe, fast wortlose Schmerz der ganzen Familie geschildert. Dann legen sich alle nach einander auf das jämmerliche Lager, was ihnen geblieben; denn die Betten sind längst versetzt. Nur Andorf bleibt wach, auf dem einzigen Stuhl, den die Familie noch hat. Er will am Bett des toten Lieblings wachen. Zum erstenmal seit Jahren nimmt er die Bibel wieder zur Hand, die seine Frau einst mit in die Ehe gebracht. Und während die Andern mit unruhigen Atemzügen liegen und schlafen, liest er die Auferstehungsgeschichte. Dann verlöscht langsam die Lampe. Er aber kniet an des Kindes Seite und fleht, daß es auferstehen möge, wie Jairi Töchterlein, wie Jesus selbst am Ostermorgen. Aber das Kindlein rührt sich nicht, stumm kniet er weiter — da wieder sieht er Jesus, den Heiland der Welt. Der tritt in sein Gemach, beugt sich über die Zwei, das tote Kind, den schmerzstummen Vater, und redet wunderbare, ergreifende Worte des Trostes über ihnen. Dann geht er wieder lautlos der Thür zu und verschwindet.

Am Ostermorgen macht sich Andorf auf, um das nötigste Geld zusammen zu bringen zur Bestattung der kleinen Leiche. Er gerät in einen Kreis junger Männer in ihren besten Jahren, lauter Arbeiter in einträglichen Stellungen, natürlich auch lauter überzeugte Sozialdemokraten, die behaglich ihren Frühschoppen trinken. Das Gespräch kommt wieder, mit durch Andorfs Schuld, der sein volles Herz nicht meistern kann, auf die religiöse Frage. Als echte Berliner Genossen machen sie ihn und seinen Glauben zum Gespött, so sehr, daß er ihnen das für ihn gesammelte Geld wieder zurück giebt und sie verblüfft und erstaunt über seinen Glaubensernst verläßt.

Am späten Nachmittag hat Andorf etwa 5 Mark zusammen; nur 75 Pfennige fehlen noch an der üblichen Taxe für die kirchlichen Gebühren. Aber im Bewußtsein seines neuen Christentums, im Vertrauen, Brüder und Liebe zu finden, wagt er sich getrost zum Küster. Er will das Fehlende später entrichten. Aber er findet harte, kalte, geschäftsmäßige Abweisung, zuerst bei dem Küster, einem ehemaligen Feldwebel, dann auch bei dem Pfarrer, der zufällig dazukommt. Er bittet nun desto mehr; man bleibt hart. Er bittet noch weiter; aber mit lächelnder Miene, frommer Phrase, feiner Ironie verhöhnt ihn der Pfarrer. Da wird der Bittende zum Ankläger. Aus der frommen Tiefe seines gequälten Herzens ringen sich gewaltige Worte der Anklage empor. Starr vor Staunen steht der Pfarrer, der ihn für einen halbverrückten Schwärmer erklärt; bereit der Küster, ihn in der nächsten Minute zur Thür hinaus zu werfen.

Plötzlich verdunkelte sich der Himmel. Große breite Schatten zogen durch das Fenster und schufen das Zwielicht eines unnatürlich schnell hereingebrochnen Abends. Es war, als hätte sich draußen ein ungeheurer Rabenfittich niedergesenkt, der mit geisterhaftem Flügelschlag jählings den Tag in Nacht verwandelte.

Meine Lieben, was ist das? stöhnte der Konsistorialrat.

Es wird ein Gewitter im Anzuge sein, fiel der Küster ein.

Um diese Zeit schon, dann müßte ein Wunder geschehn, sagte der Pfarrer wieder.

Nun hörten sie Andorf deutlich sagen: Am Tage, da man ihn ans Kreuz schlug, geschah dasselbe. Der Himmel verfinsterte sich, sodaß der Bruder den Bruder nicht mehr sehen konnte.

Plötzlich sahen sie in der matten Beleuchtung Andorf niederknieen, hörten sie ihn mit dumpfer Stimme sagen: Ich fühle sein Nahen in meiner Seele, empfinde seinen göttlichen Hauch, ich höre das Halleluja der Engel, die sein Kommen verkünden.

Er ist vom Teufel besessen, flüsterte der Geistliche dem Küster zu.

So wollen wir ihm den Teufel vertreiben, erwiderte dieser.

Plötzlich flammte es auf in ihren Blicken. Ein sanfter Schein erfüllte das Zimmer, wie das erste Licht des Frührots, das den jungen Tag verkündet. Sanfte Lichtwellen schienen durch das Fenster zu strömen, gleich dem Sonnenblick in das Dunkel einer geheimnisvollen Stätte.

Zu gleicher Zeit schrieen sie auf, die Seele voll ungeahnter Schauern. Dann standen sie starr, wie zu Stein verwandelt.

Christus war wie ein erhabner Geist vor ihnen aufgestiegen, emporgetaucht aus der Gruft der Ewigkeit. Ein Kranz sanfter Strahlen schwebte über seinem Haupte und nahm sich wie durchglühte Luft aus, die hin und her zitterte, sobald der schattenhafte Oberkörper sich bewegte. Gesicht und Hände waren von blendender Weiße, durchleuchtet von dem überirdischen Schimmer, in den das Traumbild des Himmels getaucht war.

Er nahm die Bettelpfennige Andorfs und begann sie zu zählen. Deutlich hörte man das Klingen der Münzen, sah man die Bewegung der Finger, die geheimnisvoll auftauchten und wieder verschwanden.

Tiefes, atembeklemmendes Schweigen herrschte. Es war die Stille in einer fremden Welt, die, losgelöst von allem Irdischen, in der Unendlichkeit schwebte. . . .

Andorf wagte zuerst die Lippen zu bewegen. Herr Jesus! stammelte er tief erschüttert, die Hände inbrünstig gefaltet. . . . . Ihn beglückte der große Gedanke, daß sein kindlicher Glaube dies neue Wunder bewirkt habe, und daß dieser Glaube durch eine unerklärliche Macht auch auf die Andern übertragen sei, damit sie in losem Spotte nicht mehr zweifelten.

Plötzlich begann der Geistliche laut zu beten. . . . Mit zitternder Stimme fiel der Küster ein. . . . . Beide Stimmen vermischten sich, und so klangen ihre Worte durch einander wie ein unverständliches Gemurmel, in dem hin und wieder „Gott,“ „Sünde,“ „Buße“ allein verständlich waren.

In steinerner Ruhe kehrte sich ihnen das bleiche Antlitz zu, in dem die Leiden einer Welt zu lesen waren. Groß und abweisend waren die Augen aufgeschlagen, stumm und verschlossen blieb der Mund.

Plötzlich näherte sich ihnen das Flimmern des Strahlenkranzes, sodaß sie, den Angstschweiß auf der Stirn, langsam zurückwichen, als träte der Henker auf sie zu.

Christus stand dicht vor ihnen, hochaufgerichtet im dürftigen Gewande eines Bettlers. Kein Zug im göttlichen Antlitz bewegte sich, aber aus seinen Augen sprach die Frage: Weshalb ruft ihr mich an, ohne mich zu kennen? . . . .

Dann wechselte der Eindruck. Christus wich von ihnen, wandte sich Andorf zu und legte die Hände auf sein Haupt, als wollte er ihn segnen.

Plötzlich war das Gebilde verschwunden, und sie erwachten wie aus einer Betäubung.

Am Nachmittag des zweiten Feiertags findet dann das Begräbnis der kleinen Lotte statt. Seine Schilderung, der visionäre Vorgang, der sich dabei vollzieht, bildet wohl den Höhepunkt des zweibändigen Romans.

Andorf hat sich einen Handwagen geborgt. Auf den ladet er den kleinen schmucklosen Sarg. Er selbst spannt sich davor, die drei Kinder folgen hinterdrein — das ist der Leichenzug, der sich an den sonntäglich geputzten Menschenmassen vorbei durch die Straßen nach Norden, dem großen Friedhof zu bewegt. Erstaunt, unwillig sehn die Passanten das seltsame Gefährt vorüberziehn. Man legt dem Manne, der diesen bisher noch nie gesehnen Leichenwagen mit zur Erde gesenktem Haupt und Blicke zieht, alles als Roheit aus. Der Janhagel gesellt sich dazu und spottet, schreit, pfeift, tobt und wächst und wächst. Polizei schließt sich an. Andorf aber zieht erschreckt, rastlos, keuchend seine teure, armselige Last weiter. Da, leise, allmählich, beginnt sich die Stimmung der Menge zu wandeln. Man beginnt das furchtbare Elend dieser Familie zu empfinden. Es wird stiller und stiller. Die guten, edeln Regungen des Menschenherzens gewinnen die Oberhand. Aus Spöttern, Neugierigen, Johlenden werden stille Mittrauernde, die sich allmählich hinter den drei Kindern zum langen, langen Leichenzuge ordnen. Und da, in dieser neuen bessern Stimmung, ergriffen von dem wortlosen Jammer der Trauernden, von ihrer

Heldenhaftigkeit, ihrer Erbärmlichkeit, sehen sie, alle, alle, plötzlich Jesu Gestalt, unerreichbar, riesengroß, im Bettlergewand, mit ihnen hinter dem Karren herschreiten, und sie führen, bis hinaus zum Friedhof, sie alle in Demut und in Glauben.

Am dritten Feiertag, gegen Abend, geht Susanne, die einzige der Familie, die noch Arbeit hat und sie über Wasser hält, zu ihrem Fabrikherrn, ihn um etwas Vorschuß zu bitten zur Deckung der lange rückständigen Miete für den ersten April. Der Herr ist allein, ein älterer, schwindsüchtiger, lüsterner Junggeselle. Mit allen Mitteln will er die Achtzehnjährige verführen.*) Sie aber wehrt sich. Sie bittet, fleht, schilt, droht. Sie ruft Jesus an. Der Prinzipal aber lacht. Schließlich wird er handgreiflich. Sie ringen miteinander. Da, mitten im Ringen, während er, von sinnlicher Leidenschaft bis ins innerste Herz erregt, mit fieberndem Blut, in ungewohnter Körperanstrengung seine letzten Kräfte anwendet, während sie in Verzweiflung nach einem Messer greift, läßt er plötzlich mit dem Ausschrei: Herr Jesus! von ihr ab. Er glaubt Jesus zu sehen in Angst und Grauen des Gerichts. Und da — trifft ihn der Schlag. Er ist tot, Susanne gerettet.

Als sie nach Hause eilt, begegnet sie dem Vater. Er hat Arbeit erhalten. Weinend vor Freude und Erregung berichten sie einander ihre letzten Erlebnisse; selig wandern sie heimwärts über den großen Platz, wo die mächtige Kirche, mit dem Kreuz Christi auf der Spitze des Turms, in den nächtlichen Himmel hineinragt.

2

Das ist die Geschichte, tausendmal reicher, größer, ergreifender, erregender, als diese Inhaltsangabe sie zu skizziren vermochte, erschütternd und erbauend, voller Rätsel, Geheimnisse und Fragen. Und die letzte und größte Frage, in die alle andern hinauslaufen, ist die: Was will der Mann, der dies wundersame Buch geschrieben, was will er damit? Es reizt, die Antwort darauf zu finden. Sie kann freilich nur eine durch und durch subjektive sein.

Sicherlich hat der Künstler Kretzer zunächst einen rein künstlerischen Zweck verfolgt. Er wollte erzählen, schildern, darstellen, was seine Augen gesehen, seine Seele nicht losließ und doch auch aus ihr heraus mit Macht nach Gestaltung drängte. Das ist ihm glänzend gelungen. Mit Meisterschaft malt er ein Bild nach dem andern vor uns hin. Das Berliner Arbeiterleben steht lebendig, leibhaftig, greifbar deutlich, ergreifend wahr vor unsrer Seele. Man muß sie selbst gewandert sein, diese öden, nüchternen, spärlich erhellten Vorortstraßen im Abendnebel des sterbenden Winters, man muß an Sonnabenden selbst stundenlang in solchen qualmigen Arbeiterkneipen mitgesessen, man muß selbst einmal solch große Proletarierleichenbegängnisse miterlebt, in diesen engen, heißen, ungeschmückten Arbeiterwohnungen mitgewohnt haben — um die ganze ergreifende Wahrheit der Darstellung Kretzers würdigen und auf sich wirken lassen zu können. Und doch wirkt sie, bei aller Wahrheit und Naturtreue, nicht häßlich und abstoßend. Mit seinen Künstleraugen hat Kretzer auch die Poesie, die auch auf diesem Stück Großstadtleben liegt, geschaut, mit seiner starken Phantasie sie über die einzelnen, kunstvoll zusammengedrängten, kunstvoll zusammengerundeten Bilder, die er malt, ausgegossen. Und auf solchem Hintergrunde heben sich dann die Menschen plastisch ab, die er schildert. Ist der Hintergrund schon fesselnd, diese Menschen sind es noch mehr. Sie sind gleicherweise Geschöpfe des wirklichen Lebens und der Künstlerseele Kretzers. Sie enthüllen das wahre Leben, Dichten, Trachten und Leiden einer großstädtischen Arbeiterbevölkerung am Ende unsers Jahrhunderts. Gutherzigkeit und Gemeinheit, Lachen und Weinen, Schlauheit und Viertelsbildung, Liebe und Haß, Zartheit und Roheit, erschreckende Laster, erschütternde, heldenhafte Tugenden inmitten der trivialsten, nüchternsten, erniedrigenden Umgebung — enthüllen uns die Männer, Frauen, Kinder, deren Art und Treiben Kretzer, selbst einst einer der Ihrigen, vor uns erstehn läßt. Nur wo er über den Kreis dieser Arbeiterbevölkerung hinausgreift, wo er Menschen aus andern Gesellschafts- und Berufsschichten in die Handlung hineinzieht, beginnt ihn seine Menschenkenntnis und sein Menschenverständnis zu verlassen. Da schildert er keine Typen mehr, sondern Ausnahmen. Auch sie mit einer großen Meisterschaft, mit psychologisch feiner Wahrscheinlichkeit. Aber — das muß man sich beim Lesen des Romans stets sagen und das muß die Kritik dem Verfasser selbst scharf entgegen halten — es sind dennoch nur Ausnahmen; denn nicht alle Geistlichen, Schuldirektoren, Fabrikanten, Armenpfleger und Küster sind solche Scheusale, solche eklige Gesellen, wie Kretzer von jedem Stand einen in seinem Roman vorführt. Mag sein, daß es solche giebt, mag sein, daß bei der Mehrzahl dieser Menschen der eine oder der andre der gezeichneten Charakterzüge zu finden ist; so wie sie hier im Roman auftreten, wird man sie im Leben nur selten treffen. Kretzer konnte diese Figuren freilich gut zur Erreichung seines Hauptzwecks, der Schilderung von Arbeitercharakteren und Arbeiterverhältnissen gebrauchen; aber gerade, im Vergleich mit diesen dem Leben abgelauschten Arbeiterbildern wirken jene Gestalten erst recht unglaubwürdig, unwahr — als vorgebliche Typen. Sie wirken gleichwohl erträglich im Roman, weil sie eben deutlich nicht den Mittelpunkt, sondern nur die Mittel zu dem genannten Zwecke bilden, und stehn darum, auch im übrigen weniger scharf umrissen, mehr beiseite, mehr im Hintergrunde des ganzen Gemäldes, das der Künstler vor uns enthüllt, und das auf mich wie ein Uhdesches Bild gewirkt hat: Kretzer scheint mir geradezu in diesem Roman der Uhde unter den Schriftstellern zu sein.

*) Diese Verführungsgeschichte ist von einer fatalen Ausführlichkeit. Schade!

Das gilt in ganz besondrer Weise ebendeshalb, weil Christi Gestalt in der eben besprochnen modernen, niedrigen Wirklichkeit immer und immer wieder auftaucht und, ganz wie bei Uhde, durch den scharfen Kontrast mit dieser gemeinen umgebenden Wirklichkeit die ergreifendsten Wirkungen übt, Staunen, Nachdenken, Wollen weckt. Damit bin ich bei dem zweiten Hauptzweck, den nach meinem Eindruck dieser seltsame Roman offenbar neben dem ersten, rein künstlerischen verfolgt: er will das Christentum definiren und darstellen, wie es mit Notwendigkeit einer der allerdings wohl seltnen Berliner Arbeiter haben muß, der sich nach langem geistlichen Schlafe wieder zu ihm bekehrt. Und hier sage ich abermals: mit Meisterschaft, mit psychologischer Folgerichtigkeit ist auch diese Aufgabe gelöst. Man stelle sich einen solchen Berliner Arbeiter in seiner Entwicklung vor: gewöhnlich das Kind von Eltern, die einst, vielleicht erst während seiner ersten Lebensjahre, aus dem Osten in Berlin eingewandert sind, mit der niedrigsten Bildung, dem engsten Gesichtskreise, dem unentwickeltsten Seelenleben, dessen ein deutscher Mensch unsrer Tage überhaupt fähig ist. Diese Eltern, wenn es gut ging, täglich beide auf Arbeit, gaben ihm wahrlich keine Erziehung. Was er an Erziehung genoß, verdankt er der Straße und der Volksschule. Und was diese religiös den Kindern zu bieten hat, ist bekannt: Katechismussätze, Bibelsprüche, Wundergeschichten. Die Katechismussätze, jedem gesunden Kinde unfaßbar und unverdaulich, gehen, wie sie kommen, haften nimmer, zerfliegen dem Kindesinnern wie Spreu im raschen Wind; von den Dutzenden von Bibelsprüchen bleiben dauernd nur noch ein paar; nur die Wundererzählungen graben sich tief und unauslöschlich ein in das kindliche Gemüt. Dann, mit dem fünfzehnten Lebensjahre kommt das Werkstattleben für den Knaben und häuft den Schmutz und Staub der Brutalität und Selbstsucht schichtweise auf das kindliche Gemüt. Dann die Jünglings- und ersten Mannesjahre, die erste Manneskraft, ein reichlicherer und verhältnismäßig sichrer Verdienst, Freiheit und Ungebundenheit, Arbeiterversammlung auf Arbeiterversammlung, Bildungshunger und Genußsucht, Begeisterung für den Traum von der Menschen Erlösung, Kampfesmut und Thatendrang — die sozialdemokratische Weltanschauung hat mit beiden Händen auf den jungen Mann Beschlag gelegt. Ihre Lehren sind seiner Weisheit letzter Schluß, ihre Broschüren seine Bibel, ihre Verheißungen seine Wundergeschichten. Dann kommt das Weib, tritt in seinen Kreis, wird seine Frau. Sie bringt — das ist doch noch das Gewöhnliche — Bibel und Bibelsinn mit in sein Haus. Aber er teilt Beides nicht mit ihr. Wohl — ihr zu lieb — läßt er sich auch noch kirchlich trauen; aber die Handlung

hat für ihn keinen Sinn noch Segen. Ihr zu lieb geht er ab und zu an Festtagen mit ihr selbst zur Kirche, aber nur um mit neuer Verachtung gegen das Pfaffentum sie zu verlassen. Dann kommen die Kinder, bevölkern sein enges Heim, bringen Liebe, Freude, Mühe, Sorgen, Ernst und neue Pflichten für ihn mit. Und der Sozialismus, der neue Glaube beginnt zum erstenmale seine Anziehungskraft zu verlieren, ohne daß der alte Glaube, das Christentum, seinen Reiz aus der Kinderzeit zunächst wieder gewönne. Dann hört er seine Kinder Katechismussätze, Bibelsprüche, Wundergeschichten lernen, wie er es einst als Knabe selber gethan. Und was sein Weib nicht fertig gebracht, erreichen jetzt die Kinder: er beschäftigt sich, freilich gezwungen, wieder mehr mit Allem, was mit dem Christentum zusammenhängt. Freilich noch nicht in Zustimmung, freilich unter Fluchen und Schimpfen und Höhnen, aber es läßt ihn nicht mehr los; der Stachel sitzt. Und dann kommt die große Not des Menschenlebens: Krankheit, Tod, und das Furchtbarste von Allem, das Gespenst der Arbeitslosigkeit. Das bricht Kräfte, Männerstarrsinn; das macht mürbe. Davor besteht kein Traum des Kommunismus. Allen Glauben an seine Wunder bläst diese große Not schnell aus dem Herzen; und mit ihm allen wertlosen Schutt, den das Leben in ihm aufgehäuft, bis es nackt und bloß und leer wird; bis es auf seinem Grunde die alten Wundergeschichten wieder bloslegt, die die Erziehung einst dem Kinde eingegraben. Nun werden sie der Halt, an den der Mann sich mit Weib und Kindern klammert. Die bittern Erfahrungen des Lebens geben ihnen ihren tiefen Sinn; sie werden ihm Wahrheit, Leben selber. Er glaubt sie selber wieder erleben zu können: er will sie erleben, weil er Hilfe davon hofft; und siehe, da sind sie wahrlich schon da, und während sein Magen vor Hunger knurrt, während seine Gebeine vor Kälte zittern, während sein Herz ihm schmerzt vor Sorge um die darbenden Kinder, während sein Verstand rastlos arbeitet, denkt, auf Auswege nach Arbeit sinnt, schauen seine Augen — Jesus den Herrn! Auf der Straße, im Gewühl der Menschen schauen sie ihn; im Qualm der Kneipen erkennen sie ihn; am Sarge des Kindes, am offnen Grabe, im Küsterzimmer erscheint er ihm: er fühlt ihn nahe bei sich; er spürt seinen Odem, hört seine Stimme, merkt das Wehen seines Geistes. Nun ist er wie umgewandelt: ohne Fluch auf seinen Lippen, ohne Bitterkeit und Verzagtheit im Herzen, geduldig, fast mit einer unerschütterlichen starken Hoffnung erfüllt, mit gereinigtem Gemüt, voll christlicher Erinnerungen, voll neuer, ungeahnter, abgeklärter Lebenserfahrung und Lebensweisheit, und doch, weil ungebildet, kritiklos. Dabei ist er fähig, die Seinen zu trösten und aufrecht zu halten, fähig, vor Fremden, sein selbst nicht bewußt, wahrhaft prophetische Worte zu reden; den Männern des Alten Testaments, noch mehr den Christen der ersten Jahrhunderte vergleichbar und ähnlich, wie Viele von ihnen ein Anhänger des visionären, extatischen Christentums. Das ist das Christentum, zu dem nach Kretzers, wie ich glaube, durchaus richtiger Meinung ein durchschnittlicher Berliner Arbeiter von heute seiner Halbbildung, Viertelserziehung, Zickzackentwicklung gemäß unter dem Druck furchtbarster Not allein gelangen kann, gelangen muß, wenn er überhaupt Anlagen dazu hat. So, oder gar nicht wird er Christ sein — das wollte Kretzer meiner Meinung nach schildern, das hat er überzeugend geschildert.

Aber Kretzer verfolgt nach unsrer Meinung auch noch eine dritte Absicht mit seinem Roman, wenigstens liest diese Absicht ein von dem Inhalt ergriffner, auf Thaten hindrängender Mensch unwillkürlich heraus. Indem sein zum neuen starken Glauben erweckter Held mitten hinein in die rauhe Wirklichkeit des Lebens tritt, in Berührung mit den noch „Unbekehrten" unter seines Gleichen kommt, sie mit der Kraft und Glut seines neuen innern Lebens, seiner Gesichte und Erlebnisse überflutet, wird er auch für sie und über sie eine Macht. Und wenn er sie auch nicht zu Christen, wie er einer ist, zu machen vermag, so weckt er doch in ihnen Widerspruch oder wenigstens halbe Zustimmung, weckt ihr Gewissen, ihrer Kindheit fromme Erinnerungen, ihrer Herzen letzte Sehnsucht nach Frieden, Reinheit und Glück, ihre Furcht vor dem wunderbaren, geheimnisvollen Göttlichen, ihre Scheu und Ehrerbietung vor Jesu Christi noch immer bewunderter, nur halb vergessner großen Persönlichkeit. In verschiedensten Formen und Weisen, unter oft unglaublichsten Situationen kommen diese erwachten Stimmungen im Roman zum Ausdruck, die alle doch zuletzt stets auf das Eine hinauslaufen, daß auch die Massenmenschen aus der Großstadt Berlin im Grunde ihres Herzens Gott und das Ewige noch nicht vergessen haben, daß sie die Erinnerung daran, Scheu davor, die Sehnsucht darnach noch nicht verloren haben, daß sie bereit wären, es wieder in sich aufzunehmen, wenn die rechte Predigt ihnen erschallen würde. Prediget, predigt den Massen den Glauben Jesu von Nazareth; noch ists nicht zu spät! — das uns allen, die es angeht, zuzurufen, ist, so scheint uns, der letzte dritte Zweck dieses wunderbaren Romans.

Freilich den Weg, der Sieg verheißt, weist auch er uns nicht. Höchstens, daß er indirekt uns sagt, welche Wege wohl sicher nicht zum Ziele führen: nicht der Weg des heutigen Staatskirchen- und Staatspfarrerchristentums, nicht der Weg der Heilsarmee, nicht aber auch die Predigt eines visionären, alle Vernunftrücksichten beiseite lassenden Wunderchristentums, wie es Andorf, der Held des Romans, fand und hatte. Dieses findet wohl eben gerade ein so gering gebildeter, engsichtiger, enttäuschter und notgequälter Arbeiter; es darf aber nicht zum Prinzip einer auf Massen gemünzten, die Massen innerlich überwältigenden Predigt gemacht werden. Es ist freilich wohl auch Bestandteil eines wahrhaftigen, tiefen, thatenreichen Christenglaubens, kann es wenigstens sein; es darf aber nicht Inhalt und Gegenstand der Verkündigung des Christentums sein. Es ist Quelle immer neuer religiöser Kräfte und süßes Geheimnis eines im stillen Kämmerlein verborgnen Lebens für den, der schon Christ ist, aber darf nicht auf den Markt des Lebens gezogen werden, wo es, dem Fluch der Lächerlichkeit anheimgegeben, entweiht, wie ein Schatten unfaßbar, wirkungslos, segenlos zerstiebt.

So bleibt nur ein Weg: die Predigt der Thaten. Christen müssen hingehen zu den Massen, müssen die Ihrigen werden, müssen mit ihnen denken und fühlen, sich freuen und leiden, handeln und wandeln lernen, müssen für sie eintreten, für sie kämpfen in dem großen Kampf, den diese Massen für ihren Fortschritt, für ihre Emporentwicklung durchmachen; müssen an ihrer Spitze mitkämpfen, als die Ihrigen; müssen blutige Opfer bringen an eignem Glück, an eignem Wohlbefinden, eigner Ruhe, eignem Ruhm; müssen mit ihnen leiden, stellvertretend leiden wie viele andre Christen schon vor ihnen, in neuer Jüngerschaft des leidenden Erlösers. Dann wird der Tag kommen, wo diese Massen staunend an ihnen emporschauen, wo sie, ohnehin noch voll geheimer Sehnsucht nach dem Göttlichen, vor sie hintreten und sagen werden: Ihr habt Seite an Seite mit uns gekämpft, als wärt ihr der Unsrigen welche, und hattet es doch nicht nötig; ihr habt Opfer gebracht, nicht für euch, sondern für uns. Wir glauben an euch, wir glauben, daß ihrs ehrlich meint, daß ihr ehrlich und wahrhaftig seid. Euer Leben ist Beweis dafür. Nun wohl, so werdet ihr auch wahrhaftig sein in dem, was euch an unsre Seite trieb, in euerm Glauben. So wird dieser Glaube selber wahrhaftig, die Wahrheit sein. Ihr seid glücklich in ihm: macht uns auch glücklich durch ihn; sagt ihn uns, wir wollen ihn auch haben; redet, wir hören. Und dann ist die Stunde der neuen Saat und neuen Ernte zugleich da: das Christentum der Zukunft wird in den Massen wie einst, nein besser, reiner, tiefer, nachhaltiger noch als einst, geboren werden.

Wo sind die Christen, die diese Stunde mit bereiten helfen wollen? Wann wird sie kommen? O wer sie erlebte!

Göhre

Verschiedenes

Die Passion Christi von Thomas Mancinus. Zum Gebrauche für liturgische Andachten am Karfreitag nach den Vorschlägen von Ludwig Schöberlein überarbeitet und herausgegeben von D. K. Knoke, o. Professor der Theologie an der Universität Göttingen. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1898. Preis 80 Pfge. Text und Melodien allein von 15 Exemplaren an je 20 Pfge.

Die Wiedererweckung der „Matthäus-Passion" des großen Johann Sebastian Bach aus genau hundertjähriger Vergessenheit durch Felix

Mendelssohn-Bartholdy (1829) hat uns zunächst mit diesem unvergleichlichen Werke, weiterhin mit der „Johannes-Passion" desselben Meisters so vertraut gemacht, daß wir da, wo diese beiden Passionen einmal heimisch geworden und die Mittel zur Aufführung vorhanden sind, am Karfreitag die musikalische Interpretation der Geschichte ohne gleichen, die künstlerische Verherrlichung der Passionsfeier, nicht mehr missen wollen und uns gewöhnt haben, die Aufführung einer der beiden Bachschen Passionen in der Karwoche als eine Art kirchlicher Hochfeier der Passion zu betrachten. Die Bekanntschaft mit Bach hat uns dann über Bach zurück zu dem hundert Jahre frühern Heinrich Schütz geführt. Dank den Bemühungen von Riedel, vor allem aber Philipp und Friedrich Spitta einer- und Arnold Mendelssohn andrerseits haben sich die Passionen dieses Meisters eingebürgert, die unmittelbar im Gottesdienst der Gemeinde wurzeln, einen weit geringern Apparat erfordern und es darum auch kleinern Städten ermöglichen, eine musikalische Passionsfeier zur wirklichen Erbauung der Gemeinde zu veranstalten. Ueber Heinrich Schütz noch weiter zurück führt uns die hier vorliegende „Passion Christi von Thomas Mancinus." Mancinus, geboren 1550 zu Schwerin, wurde Kantor an der dortigen Domschule, 1584 zu Wolfenbüttel angestellt, 1587 Hofkapellmeister daselbst, als solcher der Amtsvorgänger des durch den Satz von „Es ist ein Ros' entsprungen" unter uns fortlebenden Michael Prätorius, von 1600—1612, in welchem Jahre er starb, Bibliothekar daselbst. Die von ihm komponirten Passionen nach Matthäus und Johannes (für Palmsonntag und Karfreitag) repräsentiren die Behandlungsweise der Passion, wie sie im großen und ganzen im Reformationszeitalter üblich war. Denn sie greifen „auf eine ältere Praxis zurück, nämlich auf Johann Walther, Luthers Freund und Mitarbeiter (in zweiter Linie auf Selnecker 1587), dessen etwas monotones Schema in Melodie und Harmonie hier nur etwas reicher und in größerer Mannigfaltigkeit ausgestaltet ist" (Otto Kade, Die ältere Passionskomposition bis zum Jahre 1631, Gütersloh, 1893, S. 222). „Die Passion giebt jedesmal nur die Turba- (Chor-) Sätze einschließlich der Praefatio (Ueberschrift, vom Chor vorgetragen) und Conclusio (ebenso vom Chor vorgetragene Danksagung), alles Uebrige im Kirchenton (im Modus choraliter legendi), somit die Passion in liturgischem, wenn auch dramatisiertem, d. h. auf verschiedne Personen, den Evangelisten, die auftretenden Männer und Frauen und das Volk (Chor) verteiltem Vortrag." Um sie den evangelischen Gemeinden der Gegenwart (zunächst den Mitgliedern seines liturgischen Seminars) zugänglich und verständlich zu machen und ihr die Eintönigkeit zu benehmen, hat Ludwig Schöberlein das Wirksamste aus beiden Passionen zu einer Passion vereinigt, den einzelnen Absätzen alttestamentliche, die Handlung deutende (vom Chor antiphonisch vorzutragende) Prophetenworte vorgesetzt und das Ganze wie die Hauptabschnitte in von der Gemeinde zu singende Passionslieder eingefaßt. In dieser Form ist die Passion regelmäßig am Schluß des Wintersemesters von den Mitgliedern des Seminars unter Heranziehung einiger Waisenknaben in der Universitätskirche vor einem geladnen Kreise von Zuhörern vorgetragen worden. Schöberleins Nachfolger hat den Gebrauch pietätvoll fortgesetzt, der sich seither auch in dem Predigerseminar auf der Erichsburg eingebürgert hat. Nunmehr, da der bisherige Leiter des liturgischen Seminars zu Göttingen seine Thätigkeit daran abschließt, möchte er mit der Herausgabe des vorliegenden Blattes den frühern Mitgliedern des Seminars ein „Erinnerungsblatt" in die Hand legen.

Schon das historische Interesse empfiehlt die Verwendung dieser Passion den liturgischen Seminarien wie den Predigerseminarien. Der Herausgeber hofft, daß auch Schullehrerseminarien (nach dem Vorgang von Wunstorf) und höhere Schulen, die den kirchlichen, näher den liturgischen Gesang pflegen, darnach greifen werden. Ob sie in den Passionsgottesdiensten der evangelischen Gemeinden Eingang finden wird, wie er wünscht (S. 8), wird wesentlich davon abhängen, ob Sinn für die schlichte Vortragsweise des Cantus gregorianus, den kirchlich stilisirten Sprechgesang, vorhanden ist oder geweckt werden kann. Wo man, wie z. B. in Südwestdeutschland, beim Vortrag der Leidensgeschichte an das gesprochne Wort gewöhnt ist, wird man sich mit dem (musikalisch-) monotonen liturgischen Gesangsvortrag wohl kaum befreunden können, wenn derselbe auch noch so ausdrucksvoll ausgeführt wird. Wird der Versuch gemacht, so wage man ihn ja nicht, ohne die Winke, die der Herausgeber über die liturgische Ausführung giebt, aufs genaueste zu beachten. H A Köstlin

Die Konfirmationszeit ist angebrochen. Als Geschenk für Konfirmanden kann das Büchlein von Correvon empfohlen werden: Ein Wort an die Konfirmanden für jeden Tag des Monats, welcher der Konfirmation vorausgeht. (Frankfurt a. M., Schergens, 1897. 50 Pfg.) Der Titel kennzeichnet den Inhalt: 31 Betrachtungen über Bibelworte, die meist in den Gebetston übergehen. Glühende Jesusliebe, das Christentum ein wenig gefühlsmäßig, sonst sind die Reden zu ihrem Zwecke geeignet. Ferner P. D. von Blomberg, Ein kleines Büchlein von der großen Liebe Gottes. (Barmen, Biermann.) Ein herzliches Laienwort, das aus der Erfahrung stammt und seinen Eindruck nicht verfehlen wird.

Für Konfirmanden ist ebenfalls schon nach dem Titel das Andachtsbuch bestimmt, das Generalsuperintendent Bahnsen herausherausgegeben hat. (Koburg, Dietz.) Es enthält fünfzehn schwungvolle Predigten des bekannten Verfassers, die wohl unverändert abgedruckt sind, darunter behandeln fünf die Versuchung Jesu. Als rednerische Leistung stehen diese Predigten sehr hoch, aber gerade deshalb stellen sie an ihre Leser ziemlich große Anforderungen. Als Andachtsbuch können sie nur sehr gereiften Konfirmanden in die Hände gegeben werden. O Baltzer

Ein interessanter Konfirmationsschein wird uns von der Verlagshandlung Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen dargeboten. Geschaffen hat ihn Ernst Pfannschmidt, Sohn des unlängst verstorbnen Berliner Professors Pfannschmidt und Schüler Eduard von Gebhardts in Düsseldorf. Als Herausgeber begleitet der unsern Lesern nicht unbekannte Superintendent Richard Bürkner das Blatt mit einem sehr lesenswerten Wort. Alle Beteiligten haben offenbar das Gefühl, daß es sich hier um einen Wurf handelt, von dem sich erst noch zeigen muß, ob er ein glücklicher ist. Mir gefällt das Blatt je länger je besser. Ich habe eigentlich nur eines zu beanstanden: den zu finstern Ausdruck im Gesicht des Heilands. Aber in diesem Konfirmationsschein ist doch endlich einmal ein ernstes und großes künstlerisches Wollen zu verspüren. Ich verzichte auf nähere Beschreibung; man lasse sich ein Probeblatt von der Verlagshandlung kommen, für 15 Pfennige postfrei. Das Blatt existirt in zweifarbigem und in vielfarbigem Druck, in letzterem wirkt es unvergleichlich kräftiger. Die Folge von 30 Blättern mit oder ohne eingedruckte Denksprüche kostet 1,20 und 2 Mark. Das ist sehr billig. R

Die Predigten des verstorbnen Oberhofpredigers D. Meier in Dresden, die sein Bruder mit einem Lebensabriß herausgegeben hat, werden Vielen ein teures Andenken an den Verstorbnen sein. (Als die Sterbenden, und siehe, wir leben. Predigten. Leipzig, Teubner, 1897. Gebunden 4 Mk.) Den zwölf Predigten aus Meiers letzten Jahren ist eine Kandidatenpredigt und eine Antritts- und Abschiedspredigt aus seiner frühern Wirksamkeit beigegeben. Die sächsische Landeskirche hat an dem Verstorbnen viel verloren. Das beweisen auch diese Predigten, die einen echt evangelischen Inhalt unsrer Zeit in glänzender Form darbieten. Wer Meiers Art noch nicht kennt, der lese die Predigt: Der rechte Glaube — eines Mannes That; oder die andre von der heiligen Christenfreude im Herrn, die mich unwillkürlich an Meiers Vortrag über Christentum und Humor erinnerte. Das ist echt Lutherische Art, ein männlicher, mutiger, fröhlicher Glaube, der selten so kraftvoll und überzeugend wie hier gepredigt ist.

O Baltzer

Karl Busse steht in vorderster Reihe unter den jüngstdeutschen Lyrikern. Schon der erste Band seiner Gedichte, der bereits in dritter Auflage vor uns liegt, ließ den ungewöhnlich begabten Dichter erkennen. Aber während hier noch jugendliche Ueberschwänglichkeit in den Vergleichungen und Wortbildungen die schlichte Empfindung überwucherte, zeigt der im vorigen Jahr erschienene Band: Neue Gedichte (Stuttgart, Cotta) bereits den nach Form und Inhalt abgeklärten Dichter. Die Technik ist nahezu vollendet, die Worte sind schlicht und schön, der Zauber der Sprache wirkt schon beim stillen Lesen, die Melodie des Verses hat etwas Bestrickendes. Mit welchem Recht die Kunst, und hier die lyrische, eine Vertieferin des Lebens genannt werden darf, können uns diese Lieder zeigen. Ich verweise nur auf Eins. Welch ein trauriger Anblick ist ein vergessenes Grab! Busse hat diese Empfindung vertieft, indem er das Einst und Jetzt gegenüberstellt, indem er das Grab mit seinen vertrockneten Kränzen, mit seinen überwuchernden Gräsern, die Niemand pflanzte, zum ernsten Prediger macht. Die Mahnung des kleinen Siebelschen Liedes: „Begrabe deine Toten tief in dein Herz hinein," kommt hier anders gewendet in ergreifender Anschaulichkeit zum Ausdruck. — Durch viele seiner Lieder klingt gedämpft eine leise Schwermut hindurch. Aber auch andre Töne weiß der Dichter anzuschlagen und die ganze Skala unsrer Empfindungen in Schwingung zu versetzen. Bald ein entsagungsvolles, bald ein hoffnungsfreudiges Empfinden pulsirt in seinen Gedichten. Angenehm berührt der tiefe religiöse Zug, der dem Dichter eigen ist (vgl. „Mutter Lene" „Gesang der Verklärten" u. a.). Wer es liebt, in stillen Stunden Natur und Menschenleben mit dem Auge des Dichters anzuschauen, lese Karl Busses Gedichte. E Schaumkell

Die Umfrage nach der religiös-ethischen Gedankenwelt der Industriearbeiter ist für solche, die sich freundlichst in dieser Sache mit bemühen wollen, durch den Herausgeber dieses Blattes in Sonderabzügen zu erhalten. R

Quittung

Für Armenien: 25 Mk. von H B, Naumburg; 10 von Z, Saarbrücken; 6,50 aus der Gemeinde Mewe.

Herzlichen Dank! D H

Reiseunterstützung erbeten

Einer unsrer Freunde will, zu diesem Zwecke vorzüglich befähigt und ausgerüstet, im Auftrage unsers Blattes Armenien durchreisen, um von den dortigen kirchlichen Zuständen und von dem im Gange befindlichen Hilfswerk ein klares Bild zu gewinnen. Wer von unsern Lesern zur Ausführung dieses Planes gern eine größere Summe beisteuert, ist gebeten mit dem Herausgeber dieses Blattes in Austausch zu treten. Die Reise wird um so erfolgreicher sein, je größere Mittel wir dafür aufwenden können. Die sonst bei uns zum Besten der Armenier einlaufenden Gaben werden selbstverständlich für diesen Zweck nicht verwendet, sondern zur Abhilfe vorhandner Not. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Versammlungen

Berlin und Vororte: 17. März 1898, 8 Uhr abends im Restaurant Karlsbad an der Potsdamer Brücke. „Karl Lamprechts Geschichte der Reformation."

Zum 1. Mai finden 1—2 junge Mädchen in unserm Hause freundl. Aufnahme zur Erlernung des Haushalts oder zur Kräftigung der Gesundheit.

Pastor **Fricke**,
Nettelkamp b. Wrestedt (Kr. Uelzen)

Geb. jung. Mdch. wünscht über Sommer, a. l. i. **vorn. städt.** Pfarrh. die Kochkunst z. erl. u. ist z. Mithilfe i. Haush. u. ev. Zahlg. kl. Hon. bereit. Off. erb. an **Fenner**, c. min., Gartz a. Oder.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Georg Nauck (Fritz Rühe)
Berlin, Friedrichstr. 52/3
Ein- u. Verkauf theolog. Bücher. Prompte Bedienung. Katal. gratis.

Schönes Confirmations-Geschenk!
Billiges Gebet- und Communionbuch!
Eins ist noth!
Evangelisches Gebet-, Beicht- u. Communionbuch,
insbesondere für Confirmanden.
Eine Mitgabe für's Leben
von **Martin Bischoff**, Pastor.
12⁰. 224 Seiten. Mit einem Stahlstich.
Ausgabe A. Gepreßter Leinenband mit Rothschnitt Mark 1,20.
Ausgabe B. Reichverzierter Originalband mit Goldschnitt Mark 1,75.
— **In Partieen noch billiger!** —
Würdig ausgestattet! Vorzüglich recensirt!
Vorräthig in allen Buchhandlungen, eventuell direct vom Verleger
Freiburg i. Schlesien. Herm. Heiber.

Konfirmationsgeschenke.

Baum-Geyer: Illustr. Kirchengeschichte. 2. Aufl. Geb. 15 ℳ.

D. E. v. Buchrucker: Der Weg des Friedens. Ein Beicht- u. Kommunionbuch. 5. Auflage. Geb. 2 ℳ 20 ₰.

L. Endres: Gedenke mein! Mitgabe fürs Leben, unsern Konfirmanden gewidmet. 3. Aufl. Geb. 1 ℳ.
[Partiepreis 25 Expl. à 80 ₰!]

Karl Haußleiter: Fürs Leben. Der Katechismus als Gabe für Konfirmanden und Konfirmierte. 2. Aufl. Geb. 60 ₰.
[Soeben erschienen! Partiepreis 12 Expl. à 50 ₰.]

Karl Hoffstätter: Von Bethanien nach Golgatha. Passionspredigten. Geb. 2 ℳ 80 ₰.

Karl Klein: Fröschweiler Chronik. Prachtausgabe geb. 10 ℳ. [Kleine Ausgabe; 15. Aufl. Kart. 2 ℳ 80 ₰.]

Lebensfragen. Herausgegeben von August Sperl. Geb. 4 ℳ.

Wilh. Löhe: Samenkörner des Gebets. 40. Aufl. Feine Ausgabe m. Goldschn. 2 ℳ 80 ₰.

August Sperl: Die Fahrt nach der alten Urkunde. 3. Aufl. Geb. 4 ℳ 50 ₰.
„Eine christliche Unterhaltungsschrift ersten Ranges." Theol. Litt.-Bl.

August Sperl: Die Söhne des Herrn Budiwoj. Geschichtlicher Roman in 2 Bänden. Eleg. geb. 12 ℳ.
„Ein Buch für Alte, um sich zu prüfen, ob sie Treue gehalten haben, ein Buch für Junge, um die Wange von der Glut aufleuchten zu lassen, die die Offenbarung adeliger Seelen in jungen Herzen entzündet!"
Herm. Oeser.

Karl Tanera: Erinnerungen eines Ordonnanz-Offiziers im Kriege 1870/71. Prachtausgabe. Gebunden 14 ℳ. [Kleine Ausgabe; 7. Aufl. 2 Bände. Kart. à 2 ℳ 40 ₰.]

Dr. Gustav Zart: Das menschlich Anziehende in der Erscheinung Jesu Christi. Eleg. kart. m. Goldschnitt 1 ℳ 20 ₰.
[Soeben erschienen!]

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhdlg. in München.

Evangelisches Pädagogium
Godesberg a. Rh.

Realschule und Progymnasium (mit Berechtigung) von VI bis IIa inkl. (kleine Klassen).

Individuelle Familienerziehung. Die Zöglinge sind auf 15 Anstaltshäuser verteilt.

O. Kühne, Rektor. Prof. Dr. **H. Kühne.**

Um Mitteilung von Adressen, an die Probenummern der „Christlichen Welt" und der „Chronik der Christlichen Welt" gesandt werden können, bittet die Verlagsbuchhandlung J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21.

Hammond

weitaus beste Schnellschreibmaschine

Das neueste Modell 2

vereinigt alle Vorzüge der besten Maschinen.

Sofort sichtbare Schrift; auswechselbare Typen, autom. Abdruck, kürzester Tastenniederdruck, daher **grösste** Schnelligkeit (Record 12 Buchstaben pro Sekunde), bequemste und weitgehendste Anwendung. Grösste Dauerhaftigkeit etc. Pennsylvania-Eisenbahn-Ges. 500 Maschinen. Chicago-Unterrichts-Behörde 100. Fr. Krupp, Essen, 60. Prag. Eisen-Ind.-Ges. 100. Preise 450, 350 Mk.

Prospekte etc. durch
F. Schrey, Berlin SW. 19 u. **Wien II, Ob. Donaustr. 9.**

Ich habe eine Schreibmaschine „System Hammond" von F. Schrey, durch dessen Vertreter, Herrn Erh. Koeberle in Freiburg i. B., bezogen und kann dieselbe wegen ihrer vorzüglichen Beschaffenheit und tadellosen Arbeit bestens empfehlen. *J. C. B. Mohr.*

Der Protestant.

Evangelisches Gemeindeblatt.

Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat 1. Petri 4, 10.	Zweiter Jahrgang.	Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit 2. Cor. 13, 8.

Erscheint jeden Sonnabend. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Postzeitungsliste II. Nachtrag 5896a. — Preis: Vierteljährlich 2 Mark.

Der „Protestant" hat die Aufgabe, die Ideen und Interessen des gesamten freigerichteten Protestantismus in Kirche und Schule mit Offenheit zur Geltung zu bringen. Er wendet sich in gemeinverständlich geschriebenen Aufsätzen aus den verschiedensten Gebieten des kirchlichen und sozialen Lebens und in edlen Unterhaltungsartikeln an alle gebildeten Gemeindeglieder.

Aus dem bisherigen Inhalt:

Persönliches Christentum. — Der Christus der Geschichte u. sein Christentum. — Die religiöse Gleichgiltigkeit. — Neuchristentum. — Was lehrte Jesus? — Gotteshilfe. — Die Feuerbestattung. — Von der inneren Mission. — Zeichen der Zeit. — Christentum und Malthusianismus. — Liberale Theologie. — Nietzsche. — Sittlichkeit vor und nach der Reformation. — Kirchenregimentliche Willkür in Preußen. — Die Berliner Kirchenwahlen. — Kirche und Sozialpolitik. — Der preußische Duellerlaß. — Der nationalsoziale Parteitag. — Ueber den Nationalsozialismus. — Vom sozialdemokratischen Parteitage. — Eine soziale Kontroverse. — Das wirtschaftliche Zurückbleiben der römisch-katholischen Staaten. — Von Stöcker zu Naumann. — Die Schulbibelfrage. — Volkshochschulkurse in Berlin. — Frau Sorge. — Trilby. — In Nacht und Eis. — Gemischte Gesellschaft. — Schwere Pflichten. — Entsühnt (Novelle). — Die religiöse Kunst auf der Berliner Kunstausstellung. — Ferner ausführliche kirchliche Wochenschau und 14tägig eine Litterarische Beilage enthaltend Besprechungen aus der neusten theologischen, sozialen, pädagogischen und belletristischen Litteratur.

Red.: Lic. Dr. W. Staerk, Halensee. Verlag: Georg Reimer, Berlin.

Probeweise Zusendung auf Verlangen einen Monat lang unentgeltlich und postfrei.

Pank, Evang. Matthäus in Pred. 2 Bde. 3. Aufl. 1898. Geb.	statt: 18.—	**12.—**
Dryander, Evang. Marcus in Pred. 2 Bde. 3. Aufl. 1897. Geb.	statt: 15.—	**10.—**
Rögel, Evang. Johannes in Pred. 2 Bde. 2. Aufl. 1896.	statt: 18.—	**12.—**
		34.—

alle 3 Predigtsammlungen neu **32.—** franco gegen Einsendung des Betrages zu beziehen **direct** von
J. Krause, Antiquariat, Halle a. S.

Verlag **Carl Duncker, Berlin W. 35.**

Der Christliche Staat
und seine Zukunft

von Dr. **Ludwig Jacobowski.**

Brosch. Mk. 4.—.

Das vorliegende Buch, das sich aufdrängende politische Fragen ersten Ranges herzhaft angreift und zu lösen sucht, verdient ernstliche Beachtung und eingehendes Studium. (Post.)

Kaffee rohen und gebrannten, feine, preiswerte Qualitäten, empfiehlt u. versendet
Alfred Böhm,
Stuttgart.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen.

Voranzeige.

Aus dem Verlag der **H. Laupp**'schen Buchhandlung in **Tübingen** übernahm ich das seit mehreren Jahren in Vorbereitung befindliche Werk:

Kurzes Bibelwörterbuch

unter Mitwirkung von Professor D. **H. J. Holtzmann** in Strassburg i. E., Professor D. **E. Kautzsch** in Halle a. S., Geh. Kirchenrat Professor D. **C. Siegfried** in Jena, Professor Dr. **A. Socin** in Leipzig, Professor Dr. **A. Wiedemann** in Bonn, Professor Dr. **H. Zimmern** in Leipzig

herausgegeben von

D. **H. Guthe,**

Professor der Theologie in Leipzig.

Mit vielen Abbildungen.

Kunstwart

Rundschau

über

Dichtung, Theater, Musik und bildende Künste.

Jährlich 24 Hefte à 32 Seiten in vornehmer Ausstattung.

Herausgeber: **Ferdinand Avenarius.**

Gratis-Beilage für Interessenten:

Neue Musikalische Rundschau.

Redigirt von **Dr. Rich. Batka.**

„In der That wiegt der einzige Kunstwart mehr wie der ganze übrige Haufen von ästhetischen, litterarischen und Kunst-Zeitschriften." **Univ.-Prof. Max Koch, Breslau.**

„Man würde sich vergeblich nach einem Organ umsehen, das seinen Aufgaben so trefflich, so würdevoll und in so edlem Tone gerecht wird." **Leipziger Korrespondenzblatt.**

„Das vielseitigste deutsche Organ für Kunstinteressen macht seinem Namen alle Ehre." **Bund in Bern.**

„Unter den litterarischen Zeitschriften ersten Ranges befindet sich eine einzigartige, welche jenseits und in gewisser Beziehung sogar über der Konkurrenz steht: »Der Kunstwart«." **Deutsche Zeitung, Wien.**

Abonnementspreis M. 2.50 für das Vierteljahr
bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag.
Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Photographien vom Heiligen Lande

Neueste **naturgetreue** Aufnahmen aller biblischen Stätten, historisch und traditionell, sowie Trachtenbilder in **Quart**-Format und **Stereoskopen** von großartig plastischer Wirkung. Zur Einführung liefere ich hochelegante Mappe, enthaltend 25 der wichtigsten Nrn. mit erläuterndem Text, sowie eine ausgewählte Kollektion Stereoskopen mit Apparat zu ermäßigtem Preise. Verlangen Sie bitte Prospekt und Photo-Verzeichnis (kostenlos). Kunst-Verlag von

Bruno Hentschel, Jerusalem und Leipzig, Sophienstraße.

Soeben erschien:

Die menschliche Willensfreiheit und das Böse

von

M. J. Monrad,

† Professor der Phil. an der Universität Christiania.

Uebersetzt von **O. von Harling.**

Preis 1 Mark 20 Pf.

Die anziehend und vortrefflich geschriebene Abhandlung ist die letzte Veröffentlichung des vor kurzem in hohem Alter verstorbenen weitbekannten Gelehrten. Das Original erschien in der Festschrift zum Regierungsjubiläum des Königs Oskar von Schweden.

Verlag von **Alfred Janssen** in **Leipzig.**

Bewahre Deine Papiere, Deine Schlüssel und Alles so, dass Du jedes Stück auch im Dunkeln finden könntest. Knigge I. 12.

Der **Shannon Registrator**

ist der **älteste, beste, einfachste, praktischste Apparat**

zum **übersichtlichen Ordnen** und **Aufbewahren** aller Correspondenzen und Schriftstücke.

Prospekte kostenlos und portofrei.

Heinrich Zeiss,
Hoflieferant.
6 Liebfrauenstrasse
Frankfurt a. Main.

Auf Ostern erscheint:

Das Evangelium,

neu herausgegeben.

Zu bez. von **C. Lessing**, Theol. Löwenstein, Württ.

30 Pfg.

In „Jesus v. Nazareth von Amicus Veritatis" (Heilbronn, M. Kielmann) habe ich Jesum nicht nur in seiner göttlichen Größe, sondern auch in seinen historisch bedingten Schranken zu zeichnen gesucht. Hier nun wird, ohne kritische Unterbrechung, das Ewige an Jesus zusammenhängend herausgestellt, besonders die große Wahrheit vom Kommen des heil. Geistes (= Reich Gottes), das Diadem, welches die christliche Gemeinde auf der Stirne trägt. **Das ist das Symbol**, das Feldzeichen, um welches sich die streitenden christl. Brüder einig schaaren müssen. Wer dieses Zeichen anfaßt und darauf den heiligen Fahneneid schwört, der sei uns Bruder, und Gottesfriede komme über ihn.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig.

Soeben erschien:

Der moderne Mensch und das Christentum

Skizzen und Vorarbeiten.

I.

Von

Arthur **Bonus**, Adolf **Perino** und Martin **Schian.**

M. —.75.

(Hefte zur Christlichen Welt Nr. 34/35.)

Zur Konfirmation

☛ **Werke von Ludwig Schneller, Pastor in Köln.**

Kennst du das Land?
Bilder aus dem gelobten Lande zur Erklärung der heiligen Schrift.
14. Auflage.
Preis M. 5.—, eleg. geb. M. 6.20.

Evangelien-Fahrten
Bilder aus dem Leben Jesu in der Beleuchtung des heiligen Landes, im Anschlusse an die Sonntags-Evangelien.
4. Aufl. Mit zahlr. Illustrationen.
Preis M. 5.80, eleg. geb. M. 7.—.

Apostel-Fahrten
Wanderungen durchs heilige Land zur Oster-, Pfingst- und Apostelzeit.
3. Aufl. Mit zahlr. Illustrationen.
Preis M. 4.80, eleg. geb. M. 6.—.

In alle Welt!
Auf den Spuren des Apostel Paulus von Antiochien bis Rom.
2. Aufl. Mit zahlr. Illustrationen.
Preis M. 5.40, eleg. geb. M. 6.60.

Vater Schneller
Ein Patriarch der Evangelischen Mission im heiligen Lande.
Preis M. 2.—, eleg. geb. M. 3.20.

Verlag von H. G. Wallmann in Leipzig.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage von Julius Schmidt's Kunstverlag in Florenz, H. Laupp'sche Buchhandlung in Tübingen und J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen. Wer diese Beilagen nicht erhielt, wird höflichst und dringend gebeten, im Interesse exakter Expedition dieselben bei dem Verlage der „Christlichen Welt", Leipzig, Querstr. 21, zu reklamieren.